

9(LR)

Zur Erinnerung ✓

an die

Rigische culturhistorische Ausstellung

im Juni 1883.

(Sonderabdruck aus der „Rigischen Zeitung.“)



Riga, 1883.

Müller'sche Buchdruckerei.

1940 T.

V

L. V. B.
№ 901 In 22985

60.
50.

28



101

Rede zur Eröffnung der Rigaschen cultur-
historischen Ausstellung, von Bürgermeister
H. J. Böhführ, Präses des Ausstellungs-
comités.

Hochgeehrte Versammlung!

Das erste Wort hier in Erfüllung über-
nommener Pflicht sei der Ausdruck des Dankes,
dargebracht Ihnen Allen, hochverehrte Anwesende,
für Ihr gütiges Erscheinen, und der Zursich-
Grüßes und Willkommens seitens der Gesellschaft
für Geschichte und Alterthumskunde.

Geehrte Anwesende!

Die Grundlage aller menschlichen Erkenntniß
liegt in dem Studium der Geschichte; die Er-
forschung derselben ist eine Bedingung unseres
Lebens und daher eine Sache von der höchsten
Bedeutung.

Tief liegt in der menschlichen Brust das
Sehnen und Streben, in Erfahrung zu bringen,
wie alles Das, was uns umgiebt, entstanden und
geworden ist. Fragen nach dieser Richtung hin
stellen sich uns nahe und treten unwillkürlich an
uns heran, und so wird der Drang nach Erkennt-
niß des Werdens des Gewordenen zum Anlaß
allen geistigen Strebens und allen menschlichen
Wissens; selbst die philosophischen Disciplinen

können die Berücksichtigung der Thatfachen und ihrer Entstehung nicht entbehren.

„Aller Dinge Ursprung zu erforschen“ weist als Ziel unseres Strebens uns schon ein Dichter und Denker des alten Roms.

Sehen wir aber ab von der Unbegrenztheit der Wissenschaft der Geschichte, die Alles umfaßt, was dem Werden unterlegen hat; betrachten wir sie im engeren und engsten Rahmen; beschränken wir uns auf denjenigen Theil derselben, der sich lediglich zum Vorwurf nimmt die menschlichen Handlungen, durch welche die menschliche Gesellschaft gebildet und sodann zum Staatswesen erweitert und geordnet worden ist, zum Staatswesen, das wiederum der Ausgang geworden ist für die Entwicklung der Menschheit zu der Stufe, auf welcher sie heute steht; beschränken wir uns noch weiter auf die Grenzen unseres Vaterlandes, auf das Gebiet der Heimath, in welcher wir zunächst leben und wirken. — Wie sollte es, und gewiß da zu allermeist, uns nicht noth thun, nicht bloß nützlich, sondern unentbehrlich sein, zu wissen, wie alles Das, was uns hier in unserem engeren Kreise umgiebt, allmählich geworden ist und im Laufe der Zeiten sich zu dem gestaltet hat, wie es jetzt um uns dasteht!

Unser heutiges Sein ist ja überall das Resultat alles Vergangenen, die Wurzeln der Gegenwart reichen weit hinein in die früheren Jahrhunderte, ja Jahrtausende, und um das Heutige recht zu begreifen und zu verstehen, ist es nothwendig, das Vergangene zu erkennen und dasselbe zum Gegen-

stand der Beobachtung und der Forschung zu machen.

Wer die Geschichte des Bodens, auf welchem er steht, nicht kennt, bleibt immerdar ein Fremdling auf demselben und ihm geht die richtige Beurtheilung der Gegenwart und ihrer Verhältnisse ab.

Die Geschichte ferner allein ist es, welche die Erfahrungen giebt und Menschenkenntniß erzeugt; diese aber wiederum sind die Hauptquellen jener Klugheit, welche nothwendig ist, um für die Gegenwart und die Zukunft auf jeglichem Gebiete menschlicher Vereinigung mit irgend einem Erfolg zum Segen zu wirken.

Die Beschäftigung mit der Geschichte ist es endlich auch, welche ganz insbesondere die Liebe zur Heimath weckt; wer ihr mit Lust und Eifer nachgeht, der fühlt sich mit immer neuen Banden an diese gefesselt.

Ist es doch ein so tief in die menschliche Seele gelegtes Gefühl, das uns immer und immer wieder zur Geschichte hinzieht!

Berweilt man doch so gern bei den Bildern der Vergangenheit, und wird das Gemüth durch die Betrachtung derselben doch stets in so wundersam wohlthuernder Weise berührt!

Schon in dem Buch der Wäcker finden wir die Mahnung: „Gedenke der vorigen Zeit bis daher und betrachte, was der Herr gethan hat an den alten Vätern. Frage Deinen Vater, der wird Dir's verkündigen, frage Deine Aeltesten, die werden es Dir sagen.“

Von dieser Bedeutung der Geschichte durchdrungen, und überzeugt von ihrem Einfluß auf

die Liebe zur Heimath, hat die Allerhöchst befähigte Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen sich leiten lassen.

Der erste Punkt ihrer Statuten bezeichnet als ihren Zweck, die Erweiterung und Erhaltung alles Dessen zu befördern, was auf die Geschichte und Alterthümer dieser Provinzen Bezug hat.

Dies zu erreichen, ist sie bemüht, indem sie alles Das aussucht und sammelt, was aus der alten Zeit heute noch sich auffinden läßt und Zeugniß von den vergangenen Tagen ablegt.

Zugleich ist sie bestrebt, die Geschichte unserer Vorzeit in einzelnen ihrer Theile aufzuhellen, Material zusammen zu bringen für eine spätere treue Darstellung der Geschichte unserer Lande und überdies das Interesse für unsere Vergangenheit in weiteren Kreisen zu wecken und zu fördern.

Sie veröffentlicht deshalb ihre Arbeiten und bringt Kunde von ihren Bestrebungen und deren Resultaten zur allgemeinen Kenntnißnahme.

Aus dieser ihrer Tendenz ist denn auch der Gedanke hervorgegangen, eine temporaire Sammlung alles Dessen zu veranstalten, was aus alter Zeit überhaupt auf uns gelangt ist und dieselbe durch eine Ausstellung zur allgemeinen Anschauung zu bringen.

Sie hat sich hierbei zunächst und vor Allem auf den engsten Kreis ihrer Thätigkeit — auf Riga — beschränkt und namentlich Da aufgesucht und zusammengebracht, was hier noch als Denkmale früherer Zeiten sich erhalten hat und ein Bild zu geben vermag von den Personen, welche

einst hier gewirkt haben und von dem, was hier geschaffen, gebraucht und geübt worden ist.

Gern hätte sie diese Beschränkung vermieden, gern Alles in den Kreis gezogen, was sämtliche drei Provinzen darzubieten vermögen.

Diesem Wunsche mußte aber entsagt werden, da die Erfüllung desselben eine längere Dauer der Vorbereitung als gegeben war, allzu umfassende Maßnahmen und die Auffuchung und Zusammenführung weit zerstreuter Kräfte von gleichem Interesse erfordert hätten.

Alles dies bot aber Schwierigkeiten und diese nöthigten denn, sich zu bescheiden und in engerer, leichter übersehbarer Grenze zu bleiben, zumal es sich ja um einen Versuch auf einem hier neuen Gebiete handelte und dessen Gelingen und Erfolg doch einigermaßen gesichert werden mußte.

Indessen ist Einiges dennoch auch von außerhalb her beschafft worden, in Folge eines freundlichen Entgegenkommens, das auch dort gesunden wurde.

Die Schicksale, welche unsere Stadt im Laufe der Jahrhunderte gehabt hat, haben es leider zu Wege gebracht, daß uns ein Reichthum an Schätzen und Merkwürdigkeiten der älteren Zeit fehlt.

Im letzten Viertel des 16. und ebenso im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts ist durch eine plötzliche, weit um sich greifende Feuersbrunst beide Mal ein großer Theil unserer Stadt zerstört worden und noch in diesem Jahrhundert hat ein gleiches Schicksal die ausgedehnte Vorstadt des rechten Dänaufers getroffen.

Dabei ist denn jedesmal eine große Menge privaten Besitztums zu Grunde gegangen und zugleich ohne Zweifel auch Vieles mit vernichtet worden, was bis dahin aus früheren Jahrhunderten aufbewahrt gewesen war. Wenig aus jener Zeit ist deshalb geblieben.

Auch die ältesten Familien unserer Stadt weisen in ihren Archiven und Schatzkammern wenig Gegenstände auf, die über das vorige Jahrhundert hinausgehen.

Dazu kommt, daß viele Familien der alten Zeit, welche Generationen hindurch hier ansäßig waren, im Laufe der Zeit, namentlich im vorigen Jahrhundert, auf das Land gezogen sind und alle ihre Denkmale früherer Zeiten auf die von ihnen erworbenen Ritterhöfe mitgenommen haben, wo Manches wohl noch heute bewahrt wird, so weit es den Verheerungen der Kriege entgangen ist.

Andere sind noch weiter gezogen, indem sie in hohen Staatsdienst getreten sind, haben diese Provinzen für immer verlassen und ihre Familien-Erinnerungen nach ihren neuen Wohnsitzen mit sich genommen.

Ungeachtet alles Dessen ist es aber dennoch gelungen, zum Zweck dieser Ausstellung und der Erinnerung an die vergangenen Zeiten, eine immerhin umfangreiche Sammlung von Gegenständen aus alter Zeit zusammenzubringen, welche nach vielfacher Richtung hin ein Spiegelbild der Vergangenheit geben, und uns über vergangene Sitten, vergangene Kunst und vergangene Zustände Belehrung bieten.

Wir danken dies der freundlichen Bereitwilligkeit, mit welcher in patriotischem Sinne eine ganze Reihe von Privatpersonen, wie fast sämtliche Corporationen der Stadt und die Autoritäten derselben der Aufforderung und der Bitte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde entgegengekommen sind.

Wir haben insbesondere den Dank auszusprechen: dem hohen Chef dieser Provinz, der Ritterschaft des Landes, welche werthvolle Gegenstände zur Ausstellung dargeboten hat, der Stadtverwaltung, welche dem Unternehmen in jeder Weise ihre Unterstützung gegeben hat, dem Rathe der Stadt, welcher nicht bloß archivalische Schätze in liberaler Weise zur Disposition gestellt, sondern auch seine Beihilfe für die Ermöglichung der Illustrationen gegeben hat, der großen Gilde, auf deren historischem Boden wir hier stehen, deren Dach das älteste Baudenkmal unserer Stadt überdeckt und die bereitwilligst ihre stattlichen Räume dem Zwecke hergegeben und auch noch weitere Unterstützung demselben freundlichst bewilligt hat, der St. Johannis-Gilde, welche die große Sammlung der alten Bildnisse ihrer Aelterleute hergegeben hat, der Gesellschaft der Schwarzen Häupter, welche ihre reiche Schatzkammer zur Ausstellung dargeliehen und auch sonst mit großer Liberalität ihre Unterstützung gewährt hat, den Aemtern der Gewerker, mehreren Genossenschaften und vielen, vielen Privatpersonen.

Außerdem haben wir aber noch Dank Denen zu bringen, welche das Unternehmen der Ausstellung überhaupt erst ermöglicht haben, indem sie —

lediglich durch ideale Interessen bewogen — die Garantie für die materielle Seite der Sache übernommen haben.

Allen sei denn der vollste und ergebenste Dank hiermit ausgesprochen und mit dem Wunsche, daß diese culturhistorische Ausstellung ihrem beabsichtigten Zwecke entspreche, die gewünschte Anerkennung finde, eines zahlreichen Besuches sich erfreue und das Interesse an unserer heimatlichen Geschichte wecke und fördere, erkläre ich, erhaltenem Auftrage gemäß, nunmehr diese Ausstellung für eröffnet und sage nochmals Allen, Allen Dank!

*

*

*

Riga, 8. Juni.

Die Rigaer culturhistorische Ausstellung

ist heute, Mittags 12 Uhr, im Hause der großen Gilde durch den Präses des Ausstellungs-Comités Herrn Bürgermeister H. J. Böhsführ durch eine Festrede eröffnet worden, deren voller Wortlaut soeben mitgetheilt worden ist. Auf specielle Einladung des Comités waren als Ehrengäste zu der Eröffnungsfeier erschienen: die Herren Gouverneur v. Schewitsch, Vicegouverneur v. Tobiesen, residirender Landrath v. Richter, Stadthaupt und Glieder des Stadtamts, wortführende Bürgermeister und Rath, Generalsuperintendent und Superintendent, Aelterleute und Rämmerer der Gilden und der Com-

pagne der Schwarzhäupter, Rittmeister der Stadtgarde u. u. Außer diesen eingeladenen Gästen hatte sich bereits ein sehr zahlreiches Herren- und Damenpublicum eingefunden, in welchem sich gleich beim Betreten der Ausstellungsräume und dann wieder und wieder bei Besichtigung der einzelnen Abtheilungen Aeußerungen der freudigen Ueberraschung und des lebhaftesten Interesses an dem Arrangement und der Reichhaltigkeit dieser in ihrer Art bis jetzt einzigen Zusammenstellung der mannigfaltigsten Denkmäler Rigascher Vergangenheit kund gaben. Nicht ohne Interesse war es, diesen Aeußerungen zu entnehmen, daß die Erwartungen innerhalb des Publicums recht gering gewesen waren und daß demzufolge die Ueberraschung, welche die hundertfältigen hochinteressanten Details und das ganze Ensemble der Ausstellung bereiteten, eine recht bedeutende war. Unsere eingehendere Berichterstattung wird morgen beginnen. Aber schon heute wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der Besuch dieser Ausstellung für Alt und Jung ein überaus lohnender, höchst anregender und in der mannigfaltigsten Weise belehrender ist; denn wenn es auch nur eine von dem Rahmen der speciell Rigaschen Geschichte umschlossene Ausstellung ist, so gewährt das Dargebotene in seiner erstaunlichen Vielseitigkeit und in seiner vortrefflich abersichtlichen Gruppierung doch ein weit über die Grenzen unserer Vaterstadt hinausreichendes Culturbild vergangener Epochen überhaupt, und der sehr umfangreiche, mit peinlichster Sorgfalt ausgearbeitete, mit werthvollen

Abbildungen versehenen Ausstellungs-Katalog ist nicht nur ein bequeme Auskunft ertheilender Führer durch die zur Schau gestellten Merkwürdigkeiten, sondern auch an und für sich ein Werk von wissenschaftlichem Werth und bleibender cultur-geschichtlicher Bedeutung. Besonderen Dank verdient das Comité dafür, daß es die Ausstellung und die durch dieselbe unabweislich gewährte Anregung und Belehrung den weitesten Kreisen, auch den weniger Bemittelten, dadurch zugänglich gemacht hat, daß es die Preise für den Zutritt und für den mit großen Kosten hergestellten Katalog äußerst niedrig angesetzt hat. So ist denn volle Hoffnung vorhanden, daß alles Dieses dazu beitragen werde, der Ausstellung die lebhafteste Sympathie des Publicums zu sichern und durch den Erfolg die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen, welcher dieses bedeutungsvolle patriotische Unternehmen zu verdanken ist, auch in Zukunft zu ähnlichen und erweiterten Veranstaltungen zu ermuntern.

Zur Orientirung.

I.

* * Die ehrwürdigen Räume des Hauses der Großen Gilde boten in den letzten Wochen ein gar sonderliches Bild: es war, als ob in den sonst ernster Berathung und fröhlichen Zusammenkünften gewidmeten Sälen die alten Zeiten Rigascher Pracht und Herrlichkeit auf's Neue Einzug hielten. Geschäftige Hände wurden nicht müde,

ein merkwürdiges Stück Alterthum nach dem anderen, kostbare Prunkgeräthe und Möbel, Waffen, Costüme und Schmuckstücken, Urkunden und Bücher u. s. w. herbeizuschaffen, und schier unzählbar waren die Bilder der alten Herren und Damen, sei es in majestätischen Bodenköpfen, sei es in bescheidenen Perrücken, sei es in Böpfen und Böpfchen oder in hoher weißer Cravatte und mit kostbarstem Federschmuck, welche aus glänzenden Rahmen freundlich den Entkeln zuzuwinken schienen, die sie zu neuem Leben riefen.

Das Comité der Rigaschen culturhistorischen Ausstellung, welches von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen mit der Veranstaltung einer temporären Sammlung von Denkmälern Alt-Rigas beauftragt worden, hatte — Dank den Besitzern des Hauses — hier sein Hauptquartier aufschlagen können und widmete sich seiner Aufgabe mit jenem Eifer und jener Sorgfalt, wie sie nur aus warmer Liebe zur Vaterstadt, aus voller Erkenntniß der Bedeutung des Unternehmens hervorgehen kann.

In unerwartet reicher Zahl strömten von allen Seiten Schätze und Merkwürdigkeiten zu. Ueberall hatte man die Bitte um Beschickung der Ausstellung freundlich aufgenommen, nur in sehr wenigen Fällen hatte es überhaupt noch der an anderen Orten nothwendig gewordenen Ueberredungskünste bedurft. Um so größer wurde bei so bedeutendem Vertrauen die Verantwortlichkeit, welche das Comité sich auferlegte, indem es diese Ausstellung schuf. Wohl jeder Gegenstand der zahl-

reichen Gruppen in der Gewerbeausstellung könnte in dem traurigen Falle eines Verlustes wiederhergestellt werden, denn jeder ist das Werk eines noch lebenden Herstellers, von den Stücken aber, die der culturhistorischen Ausstellung übergeben wurden, vielleicht keines, — gleichviel, wie hoch oder niedrig der Werth eines Werkes der Vergangenheit an und für sich ist, kommen doch hier fast überall ideelle Werthe in Betracht, deren Fixirung kaum möglich erscheint. Es war daher eine der ersten Pflichten des Comité's, für größte Sicherheit in der Bewahrung ihm anvertrauten Schätze Sorge zu tragen, und es wurden in dieser Beziehung alle nur möglichen Maßnahmen getroffen.

Inzwischen war der Zeitpunkt herangerückt, bis über welchen hinaus eine weitere Annahme von Gegenständen schon aus dem Grunde unzulässig erschien, weil die bisher eingelieferten Objecte sämmtliche zur Verfügung stehenden Räume zu füllen schienen. Nun galt es, die zahlreichen Bruchstücke vergangenen Lebens so weit möglich zu einem einheitlichen Bilde zu gestatten, in geschmackvoller Weise aufzustellen und zu gruppiren, eben so sehr auf die sichere Conservirung der vielen Einzelstücke, wie auf deren bequeme Besichtigung durch das Publicum Bedacht zu nehmen. Darüber waren sich Alle klar: sollte von dem Leben der Väter ein nur einigermaßen lebendiges Bild entworfen werden, sollte die Ausstellung nicht zu einem Raritätencabinet herabsinken, sollten auch Solche für die mit der Ausstellung verbundenen idealen Bestrebungen neu gewonnen werden, die bisher nur mit Gleichgiltigkeit auf

dieselben zu blicken gewohnt gewesen — so mußte, was immer nur von den bescheidenen Mitteln des Comité's disponibel war, für möglichst anschauliche und wirksame, eindrucksvolle Arrangements Verwendung finden. Diesem Zwecke dienten u. A. die nach Zeichnungen des Comitéglieders, Herrn Staatsrath J. v. Hagen, in der Russisch-Baltischen Waggonfabrik in zugleich solider und das Auge erfreuenden Weise hergestellten Scheerwände, Schaulasten und Schränke, der prachtvolle, einst vom verstorbenen hiesigen Tischlermeister Ludloff für die Petersburger Manufacturausstellung von 1870 gefertigte Schrank, welchen der gegenwärtige Besitzer desselben, Herr Architect Pflug, dem Comité bereitwilligst zur Disposition gestellt hatte, u. s. w.

Zugleich trat an das Comité eine noch schwierigere Aufgabe heran. Sollte die Ausstellung, welche nur für kurze Zeit Gelegenheit bietet, was sonst in schwerfälligen Mappen, in dunklen Sakristeien, hinter Schloß und Riegel und weit zerstreut in dem Besitz vieler Privatpersonen aufbewahrt wird, in müheloser Weise zu schauen — sollte die Ausstellung auch noch über ihre Dauer hinaus anregend und fruchtbringend wirken, so mußte für eine sorgfältige Aufzeichnung und Beschreibung aller gesammelten Gegenstände Sorge getragen werden. Ferner wurde geplant, einzelne hervorragende Stücke durch den Lichtdruck zu vervielfältigen und diese Abbildungen dem Katalog beizulegen. Nach beiden Richtungen hin sind diese Pläne in Erfüllung gegangen, wenn auch unter nicht geringen Schwierig-

seiten; namentlich war es die Katalogisirung, welche, sowohl von Seiten der mit diesen Arbeiten betrauten Comitéglieder, als auch von Seiten der Müller'schen Officin, welche die Drucklegung übernommen hatte, große Anstrengungen erforderte, sollte der Katalog zum Eröffnungstage fertig vorliegen. In wenigen Wochen, der Haupttheil eigentlich in wenigen Tagen, ist das 16 Bogen in Großoctavformat umfassende Werk hergestellt worden in einer Weise, wie sie instructiver und erschöpfender kaum gedacht werden kann. Nicht allein den Besuchern der Ausstellung wird der Katalog mit seinem reichen Inhalt ein unentbehrlicher, schätzbarer Führer sein, auch kommende Geschlechter werden aus ihm Belehrung schöpfen und sich ein Bild von dem machen können, was unsere Stadt an Urväter Haukrath noch besitzt. —

Bevor wir nun den Gang durch die Ausstellungsräume antreten, erfüllen wir noch eine Pflicht der Pietät. Die Möglichkeit einer solchen Sammlung von Rigenzien im weitesten Sinne, wie sie uns die culturhistorische Ausstellung bietet, verdanken wir nicht zum mindesten einer Reihe von patriotisch gesinnten Männern, welche in der Absicht, einer kommenden Zeit zu dienen, Alles, was sich auf die Geschichte der Vaterstadt in Bild und Wort, in Erzeugnissen der Kunst wie in schlichtem Hausgeräth zc. bezieht, sorgfältig sammelten und aufbewahrten. Es ist also ein Act der Dankbarkeit nicht nur gegen die alterthumsforschende Gesellschaft und die Glieder des Ausstellungscomités, sondern auch gegen manche

verehrwürdige Mitarbeiter derselben, welche alle schon vor vielen Decennien unserer gedachten und uns nun die Gelegenheit bieten, uns den nunmehr verkörperten culturgehichtlichen Reminiscenzen hinzugeben, und reichen Gewinn für Kopf und Herz einzuheimsen. —

Beim Eintritt in den Schildenhof wird die Aufmerksamkeit schon von fern durch drei große Geschütze aus Bronze gefesselt, Zeugen der kriegerischen Vergangenheit unserer Vaterstadt. Es sind die alten, seit 1737 auf dem Pulverthurm aufbewahrten Kanonen, welche, Dank der Liberalität der Stadtverwaltung, für die Ausstellungszeit hierher haben übergeführt werden können, und zwar ein sieben- und ein achtpfündiger Vorderlader, beide Geschenke der Königin Christina an die Stadt Riga aus dem Jahre 1639, mit dem Rigaschen Wappen und einer Darstellung der Geberin in voller Gestalt, sowie der Inschrift versehen:

Christina meine Königin
Zu Sweden mich verehret hin;
Der Stad Riga zue ihrem Schutz
Und ihrer aller Feinde Trutz.

Eine dritte Kanone, auf deren Lauf Friese mit Blumenarabesken und Pferdeköpfen sich befinden, weist das große Rigasche Stadtwappen auf und ist ein Erzeugniß Rigascher Arbeit (von Hans Meier) aus dem Jahre 1600. Beim Treppenaufgang zum Schildenhaus sind ferner die übrigen sechs Geschütze aus städtischem Besiß placirt (das älteste vom Jahre 1566), welche sich sämmtlich durch Sauberkeit und Eleganz der Arbeit auszeichnen.

Zum Theil bilden sie Geschenke der Bürger, welche in alten Zeiten nicht nur ihre Ehre darin setzten, selbst mit den Waffen in der Hand die Vaterstadt zu schirmen, sondern auch für wirksamere Vertheidigung derselben Sorge trugen, indem sie die Mauern und Wälle Rigas mit Kanonen ausrüsteten. So ist z. B. eine der ausgestellten Kanonen auf Bestellung der Compagnie der Schwarzen Häupter von Michael Baier 1579 in Riga gegossen worden. — Es sind dies Alles wenn auch höchst werthvolle, doch immer nur spärliche Reste früheren Reichthums. Bis zum Jahre 1811, in welchem auf Kaiserlichen Befehl die bisher dem Rath obliegende Verwaltung der Festungswerke der Militair-Obrigkeit übergeben wurde, besaß die Stadt Riga ein eigenes Zeughaus, welches eine Reihe der kostbarsten Waffen und Geschütze aus alten Zeiten in sich barg. In dem genannten Jahre ging auch diese Waffen- und Rüstkammer in den Besitz des Staates über, welcher im Jahre 1837 eine große Anzahl kriegerischer Alterthümer aus dem hiesigen Arsenal nach Petersburg und Zarskoje-Selo transportiren ließ, wo sie seither die dortigen Sammlungen zieren. Aber manch' schätzbare Denkmäler dieser Art blieben unserer Stadt doch noch erhalten, bis endlich auch diese nach Aufhebung des Rigaschen Arsenal's in den Jahren 1869 und 1870 theils — eingeschmolzen, theils nach Dänaburg, Kiew u. übergeführt wurden. Zwar hieß es vor Kurzem, ein Theil der nach Dänaburg transportirten Geschütze lagere noch in Dänaburg und sei nicht in den Bestandtheil dortiger Sammlungen übergegangen, aber auch den sorgfältigsten,

unter freundlicher Mitwirkung hochstehender Militairpersonen veranstalteten Nachforschungen des Ausstellungscomités ist es nicht gelungen, das Vorhandensein derselben zu constatiren, geschweige denn, wie es in der Absicht lag, die Rückwerbung Alt-Rigascher Kanonenbesizes für unsere Stadt in die Wege zu leiten. Es wird aber Sache der sich hierfür interessirenden Männer sein, diese Angelegenheit nicht außer Augen zu lassen. Selbstverständlich hätten wir die uns noch erhaltenen Schätze, die Kaiser Alexander II nach Abtragung der Wälle der Stadt zurückgeschenkt hat, um so sorgfältiger, als sie eben die einzigen ihrer Art in Riga sind, und hoffentlich geht auch der Plan in Erfüllung, welcher den Kanonen eine würdigere äußere Stätte bereiten will als die heutige idyllische Bettung in Gesellschaft von Tauben, Schwalben und Sperlingen, die dort der friedlichen Beschäftigung obliegen, inländischen Guano zu bereiten.

Unser Weg führt uns weiter zunächst in den unteren Saal, welcher bekanntlich bei der Restauration des Gildehauses in den fünfziger Jahren so erhalten worden ist, wie er Jahrhunderte hindurch bestanden hat. Den Mittelpunkt dieses Ausstellungsraumes bildet das sehenswerthe, für das Studium der Topographie sehr wichtige plastische Modell der Stadt Riga vom Ende der zwanziger Jahre, von welchem Raum mangels wegen nur ein Theil (freilich der interessanteste) ausgestellt werden konnte. Die Stadt Riga verdankt diesen werthvollen Besiz ihrem Ehrenbürger, dem Grafen

Eduard Todleben. Bereits im Jahre 1868 wurde der Rigasche Rath zu einer Aeußerung darüber aufgefordert, ob derselbe ein in der Oberingenieurverwaltung in Petersburg befindliches Modell der Stadt Riga, das für das Ingenieurressort nach Schleifung der Wälle seinen speciellen Lehrzweck eingebläht habe, jedoch von geschichtlicher Bedeutung sei, für ein hiesiges gelehrtes Institut zu erwerben wünsche. Seitens des Rathes wurde diese Anfrage dahin beantwortet, daß, falls das erwähnte Modell der Stadt Riga unentgeltlich überlassen werden und die Zusendung, sowie seine Aufstellung hieselbst für Rechnung des Ingenieurressorts erfolgen sollten, der Rath nicht ermangeln werde, einen dazu geeigneten, namentlich auch dem Publicum leicht zugänglichen Raum für das Modell herrichten zu lassen. Hierauf erfolgte kein weiterer Bescheid und die Angelegenheit ruhte bis zum Sommer 1876, wo der Rath aufgefordert wurde, das inzwischen restaurirte Modell als Eigenthum der Stadt in Empfang zu nehmen. Im Juli 1877 traf das Modell, das Namens der Stadt dankbar acceptirt wurde, in 14 Kisten und 14 Collis hieselbst ein und wurde zunächst im städtischen Waagegebäude, dann im Münstereigebäude untergebracht. Hier ist nun dasselbe sechs Jahre hindurch, ohne je dem Publicum zugänglich gemacht worden zu sein, aufbewahrt worden, bis das Comité der culturhistorischen Ausstellung, in voller Würdigung der Bedeutung dieses Stückes, dasselbe in seinen Räumen zur Anschauung zu bringen beschloß. Ein in dieser Sache an das Stadtamt gerichtetes Gesuch fand freundliche Auf-

nahme, ebenso übernahm die Stadtverwaltung auch die Transportirung und Aufstellung des Modells für ihre Rechnung, was auch hier mit Dank hervorgehoben sei.

Um über Entstehung und Herstellung des Modells genauere Nachrichten zu erkunden, wandte sich das Comité im März d. J. an den Grafen Todleben mit einer Bitte, welche freundlichstes Entgegenkommen fand. Mittelft Schreibens vom 15. (27.) April c. theilte unser berühmter, damals in Meran weilender Landsmann dem Comité u. A. mit, daß von dem Großfürsten, späteren Kaiser Nikolai Pawlowitsch, welcher in den Jahren 1818—25 als Generalinspector des Ingenieurcorps fungirte, die Anordnung getroffen wurde, im damaligen Ingenieurdepartement allmählich die Modelle aller russischen Festungen anzufertigen. Zu diesem Zwecke wurden Ingenieur-Offiziere mit dem Auftrage in die einzelnen Festungen abgesandt, nicht nur die Festungswerke und das Terrain der nächsten Umgebung, sondern auch die Gebäude der Städte genau aufzunehmen. Nach den von diesen Offizieren angefertigten Zeichnungen wurden alsdann, unter der Leitung der an Ort und Stelle gewesenen Offiziere, in der Werkstätte des Ingenieur-Departements die Modelle der Festungen kunstvoll, und wie jeder Beschauer anerkennen wird, mit peinlichster Sorgfalt ausgeführt. Bis zum Jahre 1834 wurden die Modelle von Riga, Reval, Sweaborg, dem Schlachtfelde von Borodino, später von Kiew, den neuen Festungen in Polen und endlich zur Zeit des Grafen Tod-

leben- selbst das Modell von Sewastopol beendigt, das von Kertsch und Kronstadt angefangen. Nachdem Riga aufgehört hatte, Festung zu sein, hatte das Modell weiter kein Interesse in fortificatorischer und militairischer Hinsicht; außerdem mangelte es in der Oberingenieur-Verwaltung an Raum für das gerade fertig hergestellte Modell von Sewastopol. So wurde denn 1877 auf Antrag des Grafen Todleben das Rigasche Modell der Stadt Riga übergeben. — „Als ich“ — schließt Graf Todleben sein oben erwähntes Schreiben an das Comité — „1832 als Zögling in die Ingenieurschule eintrat, war das Modell schon fertig; ich erinnere mich meines Glückes, auf demselben Collins' Höfchen gefunden zu haben, welches meine Eltern bewohnten.“

Derselbe Saal enthält eine Auswahl von Truben, Schränken, Stühlen, Tischen, die zum Theil den Kenner und Liebhaber alter Möbel mit Freude erfüllen werden, das Modell einer Lübecker dreimastigen Fregatte von 1728 (aus dem Besiß der Stadtgarde), sowie eine Anzahl von Portraits, worunter namentlich das von Kügelgen gemalte Bild der Frau v. Blandenhagen, geb. Stoeber (1784—1846) hervorgehoben werden mag. Bedeutend größere Aufmerksamkeit erfordert die über der Thür zur Brautkammer befindliche Eichenholzschnitzerei: Theile eines Hausaltars der Marien-Gilde in Riga aus dem Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Für jeden ernsteren Kunstfreund bietet sich hier ein Genuß,

wie er in unseren Provinzen nur selten angetroffen wird, (ein dem Katalog beigefügter wohl-gelungener Lichtdruck vermittelt auch den außer-halb Rigas Wohnenden die Kenntnißnahme dieses werthvollen Kunstwerks).

In der Brautkammer, welche in ihrem beständigen Inventar bekanntlich einen interessanten Ramin aufweist, verdient besondere Beachtung ein der reinsten Gothik angehörender Kronleuchter aus Messing. Den Mittelkörper bildet ein sechseckiger, auf einer gleich-eckigen Console ruhender Baldachin mit Pyramiden. Unter dem Baldachin ein Standbild der heiligen Maria als Himmelskönigin, mit Krone und Scepter. Gleichsam zur Verherrlichung der Maria sind Cherubine angebracht, die als Träger der Lichtarme dienen und die äußere Um-gebung des Kronleuchters bilden. — Der Löwen-kopf mit einem Ringe im Maul, als Ausläufer der Console, die Verzierung der Pyramide, sowie der Uebergang der sechseckigen Pyramide in eine dieselbe krönende dreieckige Kreuzblume sind charakteristische Merkmale reinsten Gothik und ver-leihen dem Kronleuchter einen bedeutenden kunst-geschichtlichen Werth. — Dieses Stück gehört gegenwärtig dem Herrn dim. Stadtarchitekten H. D. Felsko und stammt aus der St. Johannisgilde. Wenn man den Umstand in Erwägung zieht, daß der Kronleuchter mit dem Schuttpatron der großen Gilde geziert ist, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß derselbe einstmals letzterer angehört hat und bei einem in alten Zeiten stattgehabten Tausch

der Gildehäuser in den Besitz der St. Johannis-
gilde übergegangen ist.

Von dem übrigen Inhalt der Brautkammer
erwähnen wir die Portraits der Rigaschen
Superintendenten, livländischen General-
superintendenten und sonstiger geistlicher Herren,
vor Allem die der unv. rgeklärten Bischöfe B. A.
Poelchau und Ferdinand Walter. Der Tisch in
der Mitte ist mit werthvollen Erzeugnissen
des Lederkunstgewerbes aus dem
15. und 16. Jahrhundert bedeckt. Die
alten Rigaschen Buchbinder sind hier zum
Theil in so reizenden Pressungen von Buch-
deckeln in Leder und Pergament vertreten, daß es
verlockend wäre, hierüber mehr zu sagen, wenn
wir nicht allen Anlaß hätten, angesichts des reich-
haltigen Stoffs, den wir noch zu bewältigen
haben, uns mit diesem Hinweise zu bescheiden. —
Vom Eingange rechts sind die alten Uniformrock,
Helme Schärpen, Epauletten etc. der seit 1730
hierselbst bestehenden Bürgergarde zusammen-
gestellt; gegenüber dieser Gruppe eine Anzahl
von Costümen aus dem 17., 18. und
ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Aller-
liebste ist die 1769 aus rothem Atlas ge-
fertigte und mit Spitzen, zierlichen Blumen und
zwei Täubchen aus Glas besetzte Taufhaube
des späteren Bürgermeisters Meinzen; erwähnt
sind noch das vollständige Costüm aus rothem
Sammet, das einst der Älteste großer Gilde
A. H. v. Grote (1735—1817) getragen hat,
eine schöne weißseidene gestickte Hochzeitsweste von
B. J. v. Zuderbecker aus dem Jahre 1794,

mehrere werthvolle Bettdecken und Stückerien und namentlich die ungeheuerlichen großen Damen-Stroh Hüte, welche in mehrfachen Exemplaren vorhanden sind.

Kunstgewerbliche Skizzen.

I.

Es ist wohl kein Zufall, daß man es unternommen hat, gerade zu der Zeit eine culturhistorische Ausstellung zu eröffnen, in der die erste Gewerbe-Ausstellung in Riga stattfindet; es muß eine besondere Absicht zu Grunde liegen. Wir meinen nicht jene Absicht, der einen durch die andere Ausstellung Reiz, resp. Anziehungskraft zu verleihen; dies Motiv dürfte erst in zweiter Linie in Betracht kommen; nein, wir glauben annehmen zu dürfen, daß man neben dem das patriotische Bewußtsein anregenden Zweck, unter Anderem auch durch das Vorführen alter, meist kunstgewerblich ausgezeichnete Gegenstände dem modernen Kunsthandwerker Muster und Vorbilder zu fernern Schaffen liefern wollte. Wahr ist es, man beabsichtigte Rigas Raritäten und Curiositäten aus früheren Jahren dem Publicum in einem möglichst vollständigen Gesammtbilde zu zeigen; da jedoch leider ein Kunstgewerbe-Museum, eine Mustersammlung hier noch immer fehlt, so möge es uns vergönnt sein, die Ausstellung von jenem, jedenfalls praktischen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Ein Gegenstand, an den sich historische Erinnerungen knüpfen, ist wohl im Stande, unser Interesse zu erwecken, aber unendlich ge-

steigert wird dieses Interesse, wenn der betreffende Gegenstand auch künstlerisch schön ist, d. h. Kunstwerth hat. Wenn ich eine Chatulle sehe, die der Königin Maria Stuart zum Gebrauch diente, so werde ich sie mir gewiß ganz genau betrachten; wenn ich aber dabei bemerke, daß diese Chatulle von vorzüglicher Arbeit ist, wie sie eben jene Zeit so herrlich hervorbringen konnte, so werde ich wahrscheinlich sehr bald vergessen haben, daß sie der unglücklichen Königin von Schottland gehörte; und sie dürfte dann aus dem Besitz des Herrn Schulz oder der Frau Müller stammen, unser Interesse für diesen Gegenstand bliebe doch dasselbe. Von diesem Standpunkte aus also wollen wir die kulturhistorische Ausstellung beleuchten und uns darauf beschränken, Alles das, was kunstgewerblich interessant auf derselben ist, einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Die gute, alte Zeit! Nun gut war sie eigentlich nicht. Es ist charakteristisch, daß kein Mann von Bedeutung in jener Zeit sterben konnte, ohne daß man nicht sofort gemunkelt hätte, er wäre keines natürlichen Todes gestorben. Aber ihrem Stil und ihrer Technik, die sie hervorgebracht hat, kann man doch die Bewunderung nicht versagen. Die strengen Zunftgesetze duldeten eben keine schlechte Arbeit.

Wir beginnen bei der Keramik. Das Wort „keramisch“ ist gegenwärtig in der Literatur aller gebildeten Nationen, in den Museen, in den Katalogen so ausschließlich zum Kunstausdruck geworden, daß es uns nöthig scheint, seine Erklärung diesen Skizzen voranzusetzen. „Keramos“ heißt auf griechisch Töpferthon. Die Vorstadt und

und der Marktplatz des alten Athen, wo Töpferwaaren verkauft wurden, hieß „Kerameikos“. Auf diesem Marktplatz, so erzählt Plinius, hätte die Werkstatt des griechischen Erfinders der Töpferkunst, des Cordubus, gestanden. Da jedoch ursprünglich Stier- und ähnliche Hörner zu Trinkgefäßen benutzt wurden, ihre Formen von den Töpfern nachgeahmt wurden, und das Horn au griechisch „Keras“ heißt, so wäre es auch möglich, daß sich das Wort „Keramik“ aus dieser Ableitung ergeben hat. —

Weit entfernt von hier, in einem sonnigen Lande, liegt ein hoher, sich lang ausdehnender Gebirgszug; lahl und schroff stehen die Felsen da und zu ihren Füßen wirbelt, läuft und stößt sich, einem Ameisenhaufen gleich, ein Völkchen, das recht sonderbar anzusehen ist. Die bunten faltigen Gewänder, bis zum Knöchel reichend, der glatt rasirte Schädel mit dem langen, langen Pops, die grotesken Manieren und Bewegungen — mein Leser, ich glaube, Du erräthst, was ich meine: wir befinden uns in China. Warum ich Dich so weit entführt habe? Fürchte nichts. Wir werden sehr schnell wieder zurückkehren. Dieses emsige, unermüdlche, genügsame Volk nahm bereits seit Anfang der christlichen Zeitrechnung von jenem Gebirgszuge, Kao-lin genannt, Erde und machte köstliche Gefäße daraus, die in der ganzen Welt bewundert werden sollten. Und Europa, das kluge, gebildete Europa zerbrach sich Jahrhunderte lang den Kopf, woraus wohl diese Gefäße gemacht worden wären. Man sabelte ganz merkwürdige Dinge. Der Venetianer Marco Polo war der erste Europäer, der China bereiste; in

seiner 1298 herausgegebenen Reisebeschreibung berichtet er Wunderdinge über die Fabrication des Porzellans. Noch sonderbarer jedoch lesen sich die Aufzeichnungen späterer Schriftsteller. So erzählt der eine im 16. Jahrhundert, daß die chinesische Porzellanmasse aus zerriebenen Eier- und Muschel-Schalen bestehe, welche vor der Verwendung hundert Jahre unter der Erde vergraben bliebe. Ein anderer, der Rechtsgelehrte Pancirolli zu Padua, tißt zu derselben Zeit seiner Mitwelt die curiose Neuigkeit auf, daß die Chinesen Porzellangefäße anfertigten, welche die Jugend besäßen, zu zerspringen, sobald eine giftige Flüssigkeit hineingegossen würde; eine Behauptung, die übrigens von noch anderen Schriftstellern jener Zeit getheilt und von allen Leuten geglaubt wurde. Die ersten Importeure Chinesischer Porzellane waren die Portugiesen; sie begannen damit in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und mußten dann später im 17. Jahrhundert dieses lucrative Geschäft den Holländern überlassen. Die Portugiesen haben auch sehr wahrscheinlich diesen glänzenden, durchsichtigen Gefäßen den Namen gegeben; denn „porçolana“ heißt im portugiesischen ein Geschirr, namentlich ein Tafelgeschirr. Nach anderer Meinung seien die Chinesischen Gefäße *porcellana* genannt wegen der Aehnlichkeit ihrer Glasur und Farbe mit den schönen Conchylien dieses Namens, welche man gewöhnlich Porzellanschnecken nannte, weil sie dem gekrümmten Rücken eines kleinen Schweines, *porcellus*, gleichen. Wie dem auch sei, das erste Erscheinen des Porzellans versetzte Europa in Aufruhr und

überall versuchte man, dem Geheimnisse der Bereitung auf die Spur zu kommen. Der Großherzog Francesco Maria von Toscana aus dem kunstliebenden Hause Medici errichtete 1580 in seinem Palaste San Marco eine Art Fabrik, aus der in der That Porzellan-Gegegenstände, die er befreundeten Höfen zu schenken pflegte, hervorgegangen sind. Aber aus richtigem Porzellan bestanden diese Sachen nicht; es war eine weiche künstliche Masse, die man sich zusammengestellt hatte, die vielleicht dem späteren künstlichen Porzellan von Sevres gleichen mochte, aber echte Porzellan-Erde durchaus nicht enthielt.

Das sogenannte Medici-Porzellan wurde vor einigen Jahren wieder entdeckt, und die aufgefundenen Stücke für ganz unglaublich hohe Preise einigen reichen Pariser Sammlern verkauft. Sogar Demmin in Wiesbaden, ein keramischer Schriftsteller, der über alle Entdeckungen auf diesem Gebiete zu schimpfen pflegt, wenn sie nicht von ihm ausgehen, kann die Existenz des Medici-Porzellans nicht leugnen.

Im 16. Jahrhundert war das chinesische Porzellan in sehr geringen Quantitäten nach Europa gekommen; nur in den Schatzkammern und Raritäten-Cabinetten der Fürsten und Großen war es zu finden; aber auch die große Masse, die bis dahin von Zinngeschirren gegessen hatten, wollte nun endlich in den Besitz dieser vielbegehrten Gegenstände gelangen. Man machte also, in Ermangelung von echtem Porzellan, unechtes, d. h. man brannte gewöhnliche Thonerde, die überall zu finden war, überzog dieselbe mit

einer opaken Zinnglasur und nannte sie „Fayence“, nach der italienischen Stadt Faenza, wo dergleichen Geschirre zuerst angefertigt sein sollen.

Es scheint uns hier geboten, etwas über die Technik unseres Gegenstandes zu sagen, und wir bitten den Leser, nicht ermüden zu wollen, während wir ihm den Unterschied zwischen echtem Porzellan und Fayence auseinandersetzen. Fayence besteht aus Thonerde, die nach dem Brande porös bleiben und Flüssigkeiten auffaugen würde, wenn man sie nicht mit einer Zinnglasur vollständig überzöge. Porzellan besteht aus echter Porzellan-erde, nach jenem chinesischen Gebirgszuge Kaolin genannt; dieselbe ist nur an gewissen Orten in Europa zu finden, und wird nach dem Brande feinhart und gegen alle äußeren Einflüsse unempfindlich; daher man auch den unteren Rand, auf dem die Gefäße beim Brennen stehen, gewöhnlich ohne Glasur läßt. Fayence ist mit dem Messer zu schaben, Porzellan nicht. Fayence ist gänzlich undurchsichtig, Porzellan, wenn es nicht gar zu dick ist, durchsichtig.

Das 17. Jahrhundert war hereingebrochen, und die Holländer, die „Engländer“ der damaligen Zeit, hatten sich des ganzen orientalischen Handels bemächtigt. Nun begann der Massenimport des chinesischen Porzellans, und ganz Europa wurde mit demselben versorgt. Die Schwärmerei für Chinagegenstände wurde epidemisch. Der Holländer besonders konnte sich nichts Schöneres denken, als seine Blumen und seine Porzellane. Wir finden heute noch in Ostfriesland, das

früher zu Holland gehörte, fast in jedem Hause ein Schränkchen, in dem alte chinesische, auch japanische Tassen und Teller stehen, und obgleich die Razza der Antiquitätenhändler kein Dorf verschont hat, ist es doch erstaunlich zu sehen, wie viel noch immer wieder zum Vorschein kommt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte die Begeisterung für China ihren Gipfelpunkt erreicht, und es ist äußerst belustigend für einen Keramiker, wenn er liest, wie ironisch unwillig Macaulay, der große englische Geschichtsforscher, über die Modekrankheit dieser Zeit schreibt. Die größten Staatsmänner hätten sich nicht entblödet, über einen neu angekommenen chinesischen Göthen Ausrufe des Entzückens auszusprechen, und berühmte Generale wären mit anderen bedeutenden Leuten in Gesprächen verwickelt gewesen — über die Form und Farbe einer chinesischen Theekanne.

In der That war aber auch die chinesische Keramik jener Epoche von der höchsten Bedeutung; es wurden wunderbare Porzellane in China angefertigt, und trotz der scharfen Ausfuhrgeetze, die im himmlischen Reiche herrschten, ging nicht wenig Gutes, theilweise ganz Vorzügliches nach Europa. Damals blühte die Stadt Delft in Holland auf, die wegen der prachtvollen Fayencen, die sie lieferte, „Mutter der Poterie“ genannt wurde. Diese Fayencen waren meist Copieen der orientalischen Waare, die man eben der Handelsbeziehungen wegen genau studiren konnte. Prachtige Gegenstände wurden geliefert, und was auch von Belang war, sie waren viel billiger als die

chinesischen oder japanischen Porzellane, welche letztere den chinesischen in vielen Beziehungen wieder gleich kamen. Ein berühmter Töpfer Delfts war Albrecht de Keizer; seine Tassen, Teller und Schüsseln kommen den orientalischen Vorbildern so nahe, die Glasur ist so glanzvoll, die Decoration, meist in kobaltblau, so reich, daß man diese Gegenstände wirklich in die Hand nehmen muß, um an ihrer größeren Schwere zu erkennen, daß man kein Porzellan vor sich hat. In unserem Besitze z. B. befindet sich ein Fayence-Teller mit der Fabrikmarke Albrecht de Keizer's, den man factisch von Porzellan nicht unterscheiden kann, da er auch so leicht ist wie jenes. Wenn du, mein Leser, einmal nach Baden-Baden kommst, so versäume es nicht, das Lustschloß Favorite, ungefähr in einer Stunde zu Wagen zu erreichen, zu besichtigen. Du findest dort unter anderen Fayencen eine so reiche Ausbeute von Delfter Waaren, wie du sie in keinem Museum der Welt wirst sehen können. Die Rigaer culturhistorische Ausstellung hat eine große blaue Delfter Fayence Vase, mit äußerst glanzvoller Glasur, in Form und Decorationsweise chinesisch, ausgestellt.

Das große Geheimniß der echten Porzellanbereitung hatte man noch immer nicht ergründet, trotzdem fortwährend Versuche in dieser Richtung gemacht wurden. Es war die Zeit der sogenannten Alchymisten, deren Hauptziel es war, Gold zu machen. Man kennt aus der Geschichte dieser Zeit jene traurigen Existenzen, die sich rühmten, den Stein der Weisen gefunden zu haben, von habgierigen Potentaten engagirt resp. aufgegriffen

wurden, eine Zeit lang in höchstem Glanz und Ansehen an ihren Höfen lebten, ungeheure Summen durch den Schornstein jagten, oder in ihre Taschen gleiten ließen, um dann später, als ihr Betrug augenscheinlich wurde, schimpflich fortgejagt zu werden, oder gar auf dem Schaffot zu enden.

In Berlin lebte, als Lehrling eines Apothekers Namens Zorn, ein junger Mann, der durch seine läberliche Lebensweise, durch seine unvorsichtigen Aeußerungen, daß er im Stande wäre Gold zu machen, den Unwillen resp. das Interesse einer gestrengen Behörde auf sich gezogen hatte. Kurfürst Friedrich III, nachmals König Friedrich I von Preußen, welcher Gold immer recht gut gebrauchen konnte, ließ auf ihn fahnden; allein der schlaue Apothekergehilfe mochte sich doch wohl nicht ganz sicher fühlen und entfloß nach Sachsen. Friedrich verlangte von August dem Starken seine Auslieferung; der prachtliebende Wahlkönig von Polen wollte jedoch einen Mann nicht ziehen lassen, der ihm das von ihm so sehr Gewünschte, das „wenn er's hatte, ihm so überflüssig und hatt' er's nicht, so unentbehrlich Scheinende“ schaffen konnte; er verweigerte seine Auslieferung, stellte ihn unter Aufsicht des damals berühmten Chemikers von Tschirnhaus, und richtete ihm in dessen Werkstatt ein eigenes Laboratorium ein. Johann Friedrich Böttcher, so hieß der junge Apotheker, sollte nun zeigen, was er leisten könne. Anfangs leistete er gar nichts; er erhielt große Summen, ließ sie in Rauch aufgehen, oder vertrank das Geld mit lustigen Bechbrüdern. August der Starke wurde

unangenehm; Böttcher spornte seine Kräfte. Er hatte aus Strilla, unweit Meißen, einen rothen Thon bekommen, aus dem er sich Schmelztiegel machen wollte. Und siehe da — er erzeugte durch Zufall ein rothes porzellanartiges Steinzeug. Der König war überglücklich; er betrachtete diese wichtige Erfindung als eine Vorläuferin der Goldtinctur und ließ seinem Wundermann in der alten Albrechtsburg zu Meißen mehrere Säle einräumen, wo er mit Freiburger Hüttenleuten an der Vervollkommnung seines Porzellans arbeiten sollte. Inzwischen waren die Schweden in Sachsen eingefallen und August ließ Böttcher ohne Weiteres nach dem Königstein transportiren, wo ihm ein Laboratorium eingerichtet ward und er Jahr und Tag in Gewahrsam blieb. Als er endlich nach Dresden zurückkehren durfte, wurden die Versuche in einer auf der Brühl'schen Terrasse eingerichteten Fabrikstätte, jetzt wieder in Gemeinschaft mit Schirnhaus, Tag und Nacht mit dem größten Eifer fortgesetzt, und Böttcher hatte die Genugthuung, hier sehr zahlreiche rothe und braune Porzellan-Steingutgefäße zu erzeugen, welche auf einer Schleismühle im Plauenschen Grunde geschliffen, polirt und von Goldschmieden vergoldet, dem König überreicht wurden. Andere Gefäße wurden lackirt oder emaillirt; wieder andere, die sich beim Brennen zufällig mit einer schwärzlichen Haut überzogen hatten, wurden von August dem Starken, der sie besonders achtete, „Eisenporzellan“ genannt, und sind nie in den Handel gekommen. Mit Ausnahme der letzteren Species wurde bereits auf der

Leipziger Ostermesse 1710 eine große Anzahl solcher Erzeugnisse zum Verkauf gestellt, und ging reißend ab. Alle diese Gefäße waren den Chinesischen Formen nachgebildet und mit erfundenen, eingepreßten Chinesischen Marken versehen. Eine wie große Anzahl aber auch in den Handel gekommen sein mag, so scheint uns doch dieselbe nicht groß genug gewesen zu sein, als daß wir die vielen rothen Böttcherporzellane, die man, allerdings hinter Glas und Rahmen, in Museen und öffentlichen Sammlungen sieht, für augenscheinlich echt halten könnten. Es wird wohl eine nicht unbeträchtliche Anzahl Chinesischen rothen Steinzeugs, das mit dem Böttcherporzellan große Aehnlichkeit hat, sich unter letzterer Firma verbergen. Eines Tages wurde Böttcher eine Erde gebracht, die, aus Aue im Erzgebirge stammend, sich durch ihre weiße Farbe vornehmlich zur Puderfabrication eignete. Böttcher untersucht sie näher, formt Gefäße aus ihr, brennt sie, der Scherben wird weiß, klingend, durchsichtig; er hatte endlich die wirkliche, echte Porzellan-Erde gefunden, die man dann später nach jenem Gebirgszuge in China Kaolin nannte. Gold konnte er nicht machen, aber etwas, das von Allen begehrt, von Allen geehrt wurde, das Goldes werth war und Gold einbringen sollte, er machte von nun an echtes Porzellan.

Mit der größten Strenge wurde das Geheimniß bewahrt; der König, stolz auf sein „Arcanum“, errichtete in der Albrechtsburg zu Meissen die erste große Porzellanfabrik und setzt Böttcher als Director ein. Die ersten Porzellane aus jener

Zeit sind fast alle entweder weiß geblieben, oder mit Blaumalerei im Chinesischen Stil versehen. Nur wenig Farbe kommt vor; so auf einigen Tassen im Berliner Kunstgewerbe-Museum, die mit einem silberblinkenden Schwarz ganz in Chinesischer Manier bemalt sind, und auf zwei Tassen der Sammlung Albers-Schönberg in Hamburg, die mit Gold und Reliefs decorirt sind und in einem Leder-Stui in Chinesischem Geschmack liegen. Marken gab man den Fabrikaten noch nicht. Böttcher starb am 13. März 1719, 37 Jahre alt. Er war in Schleiß geboren, und ist eigentlich ein sehr zweifelhafter Charakter gewesen. Er hatte das ausschweifendste Leben geführt; er wurde allerdings von August dem Starken oft mit großer Willkür behandelt, andererseits aber wieder mit Ehren und Geld überhäuft: und nichts rechtfertigt den Schritt, kurz vor seinem Tode mit Preußen Verhandlungen über sein zu verkaufendes Geheimniß angeknüpft zu haben. August, hiervon benachrichtigt, ließ ihn gefangen nehmen; aber Böttcher entzog sich seinem irdischen Richter durch den Tod.

Sein Nachfolger wurde der Berggrath Hördolt, unter dessen Leitung die Fabrik einen großartigen Aufschwung nahm. Alle jene kostbaren Service, Vasen, aber auch kleinere Gegenstände, wie Stodknöpfe, Dosen, Petschaste u. s. w. u. s. w., dann jene Figuren, größere und kleinere Gruppen von der Hand des Bildhauers Kändler, Meißnerwerke in ihrer Art, die das „Rococo“ zum Ausdruck brachten, stammen aus jener Zeit. Die Malerei war ausgezeichnet, das Porzellan von bester stofflicher Beschaffenheit. Aus dem

Anfang dieser Blüthezeit der Meißener Fabrik stammt das herrliche Theeservice auf der Rigaer culturhistorischen Ausstellung, Nr. 1879 im Katalog (Besitzer: Staatsrath W. Schwarz). Mit entzückenden Miniaturbildern in jenen milden, zarten Farben gemalt, umgeben von reizvollsten Ornamenten, die noch Barockanklänge verrathen, ist dies Service im Vergleich zu dem neben ihm placirten, ebenfalls aus Meißener Porzellan, Nr. 1880, ein ungemein lehrreiches Vorbild für das Kunstgewerbe. Hier die Blüthezeit, dort der Verfall der Meißener Fabrik; hier die fein gemalten Bilder ganz zu Decorationszwecken verwendet, um gleichsam das schöne Material des Scherbens noch mehr hervortreten zu lassen; dort bereits jener „Delgemäldestil“, berühmte niederländische Meisterwerke copiren wollend, der Hauptzweck das Bild selbst, die Decoration bei Seite geschoben, die Malerei sowohl als auch die Masse wenig fein. — Die Fabrikmarke Meißens bestand aus zwei gekreuzten Schwertern in Blau unter der Glasur, die je nach den einzelnen Perioden noch mit Punkten, Kreisen und Sternen versehen waren; die Schwerter ohne jegliche Nebenbezeichnung bedeuten die Blüthezeit, dieselben mit einem Sterne die Periode des Grafen Marcolini, d. i. der Niedergang der Meißener Fabrik. Es sind in unserer Ausstellung noch mehrere Alt-Meißener Fabrikate zu sehen; aber außer dem Körbchen mit Reliefs, Nr. 1877 (im Besitz der Frau v. Loewenberg) und den beiden Fruchtkörbchen, Nr. 1881 (Besitzer: Ältester Rob. Zalsch), ist kein Gegenstand wirklich

fein; es sind die gewöhnlichen Gebrauchsgeschirre einer späteren Zeit.

Zwei Tassen, Nr. 1876, fallen durch ihre sonderbaren Formen auf, indem die Obertassen mit Ausguß, die Untertassen mit Henkeln versehen sind.

II.

Nach der Gründung der sächsischen Porzellanfabrik in Meissen begann ein eigenthümlicher Ehrgeiz bei den Potentaten Deutschlands sich zu zeigen. Sie wollten um jeden Preis Porzellanfabriken haben, und mit List oder Gewalt suchten sie sich das „Arcanum“ zu verschaffen. Durch aus Meissen entflozene Arbeiter wurden so mehrere Fabriken errichtet; zuerst in Wien. Ein Angestellter der Wiener Fabrik, mit Namen Klinger, war ein höchst amüsanter Verrätber; er floh von einem Land in das andere und ist in der That dadurch der Gründer der bedeutendsten deutschen Porzellanfabriken geworden. 1740 wird in Höchst, wo bereits eine Fayencefabrik bestand, die Porzellanbereitung eingerichtet, welche später in den Besitz des Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz überging. Die Höchstler Fabrikate, besonders die Figuren, kommen den Meißenern am nächsten; leider wurde die Fabrik im Jahre 1794 durch die Franzosen zerstört. 1750 wird vom Herzog von Braunschweig die Fabrik in Fürstenberg gegründet; ihre Waaren sind besonders in der Malerei hervorragend, und durch ihre Büsten aus Bisquit, d. h. unglasirtes Porzellan, haben sie sich einen dauernden Platz in

der Keramik gesichert. In meinem Besitze befinden sich viele verschiedenartige Gegenstände der Fabrik Fürstenberg, die einen Beweis ihrer Vortrefflichkeit liefern. Die Fabrik in Frankenthal, unweit Speyer, kam zu besondrer Bedeutung. 1755 aus einer Fayencefabrik entstanden, ging sie später in den Besitz des kunstliebenden Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz über, der den Betrieb zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit führte. Die Figuren und Gruppen Frankenthals werden außerordentlich geschätzt und gelegentlich mit sehr hohen Preisen bezahlt. Nach dem Einfall eines französischen Revolutionsheeres ging die Fabrik im Jahre 1800 ein. Als sehr hervorragende Fabriken müssen wir noch die von Nymphenburg bei München, Ludwigsburg bei Stuttgart und Fulda bezeichnen, während einige thüringensche Etablissements, wie z. B. Gotha, Rudolstadt, Kloster Beilsdorf, Gera u. s. w. fast nur gewöhnliche Gebrauchswaare geliefert haben. In unserer Ausstellung befindet sich eine Porzellan-Lumme aus thüringischem Porzellan, Nr. 1898, mit dem sogenannten Purpurmuster decorirt, die gewiß keinen Anspruch auf Feinheit machen kann.

Wir müssen jetzt über eine Fabrik sprechen, die im Laufe der Zeit eine Nebenbuhlerin der berühmten Meißner wurde; wir meinen die von Berlin. Friedrich der Groß: hatte aus Meißen Arbeiter mitgebracht und errichtete in der Leipziger Straße eine Porzellanbereitung. Der große Feldherr, der sich eigentlich um Alles kümmerte, hatte auch Zeit für das Porzellan übrig. Er besuchte sehr häufig die Fabrik, lobte, tadelte, bestellte

Porzellane zu gelegentlichen Geschenken für auswärtige Fürsten und Diplomaten, und suchte sein Etablissement oft durch die merkwürdigsten Anordnungen zu heben. Ein königlicher Befehl hatte festgesetzt, daß die Berliner Generallotteriepachtsocietät gehalten wäre, zum auswärtigen Absatz und für ihre eigene Rechnung für 6000 Thlr. Porzellan jährlich aus der königlichen Manufaktur zu entnehmen. Ebenso wurden die Juden zu Zwangskäufen verpflichtet. Für gewisse Handlungen des bürgerlichen Lebens, die an sich keine Steuerpflichtigkeit bedingen, waren dieselben angewiesen, ein bestimmtes Quantum von Porzellan, in der Regel für 300 Thaler, aus der königlichen Fabrik zu entnehmen, mit der Verpflichtung, solches im Auslande abzusetzen, und daß dieses geschehen, durch obrigkeitliches Attest nachzuweisen. Dies trat unter Anderem ein, wenn ein Jude eine Ehe einging, seinen Sohn oder Tochter verheirathete, wenn er sich an einem Ort selbständig niederließ, ein Gewerbe errichtete, ein Grundstück erwarb, überhaupt in allen Fällen, wo er nach der damaligen Judenverfassung einer Concession bedurfte. Bei Juden, die als besonders reich bekannt waren, trat auch eine Erhöhung des Porzellanankaufs bis zu 500, 600, ja 1000 Thalern ein, während bei einzelnen, übrigens sehr seltenen Fällen, ein geringerer Satz „allergnädigst“ gestattet wurde. So erhielt Abel Levin zu Freienwalde eine „Concession als publicuer Bedienter bei der dortigen Judenschaft in der Qualität eines Todtengräbers“, wogegen er für 28 Thaler Porzellan zu entnehmen hatte! Der Arme hatte

vielleicht nur 50 Thaler Gehalt jährlich und mußte sich solchen Luxus erlauben. Man nennt übrigens im Antiquitätenhandel bis auf den heutigen Tag die Alt-Berliner Porzellane — Judenporzellan. Die Leistungen der Dieblings-Schöpfung des großen Friedrich waren, wie schon angedeutet, sehr hervorragend. Die Figuren kamen den Meißenern sehr nahe, und in der Decoration der feinen Gebrauchsgeschirre ist speciell als Berliner Erfindung eine Bemalung mit zwei Farben, z. B. rosa und grau, grün und grau, blau und grau u. (s. w. zur höchsten Bedeutung gelangt. Im Berliner sowohl als auch Hamburger Kunstgewerbemuseum sind ausgezeichnete Exemplare dieser Gattung aufgestellt. Die in unserer Ausstellung Nr. 1899 vorhandenen Vechertassen geben übrigens einen ungenügenden Beweis der Berliner Leistungsfähigkeit, da sie außerordentlich dürftig decorirt sind.

Alle deutschen Porzellanfabriken des vorigen Jahrhunderts ahmten das Meißener Genre nach; als die meisten bereits wieder eingegangen, andere stark im Niedergange waren, that sich eine Fabrik hervor, die man bis dahin kaum beachtet hatte; es war die Wiener Kaiserliche Manufactur. Derselbe lieferte im Anfange dieses Jahrhunderts so vorzügliche Waare, daß ihr ein erster Platz in der Keramik nicht streitig gemacht werden kann. Besonders schön ist ihre Decoration mit erhabenen Goldornamenten, die einen ganz unvergleichlichen Eindruck hervorbringt. Die Kaiserliche Porzellanfabrik ist seit 1865 eingegangen, aber

ihre früheren Arbeiter versorgen die Antiquitätenhandlungen noch immer mit Fälschungen der Alt-Wiener Porzellane.

Einige französische Porzellane in unserer culturhistorischen Ausstellung veranlassen uns, auch einen Blick auf Frankreich zu werfen. Dort war man erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Geheimniß der echten Porzellanbereitung auf die Spur gekommen. In St. Cloud war im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Laboratorium eingerichtet worden, und der berühmte Réaumur hatte eine Mischung gefunden, aus der das sogenannte Réaumur-Porzellan entstand, welches jedoch nur eine Art von Milchglas war. Bis zum Jahre 1753 existirte in Vincennes eine Privatfabrik, aus der dann die große königliche Manufactur in Sèvres entstanden ist. Man machte aber auch dort nur künstliches, weiches, sogenanntes Frittenporzellan. Während nämlich die Masse des harten oder echten Porzellans aus Kaolin und schmelzbarem Feldspath besteht, enthält das künstliche Porzellan durchaus kein Kaolin; seine glasartige Mischung setzt sich zusammen aus Salpeter, Kochsalz, Alaun, Gyps, Soda und Sand, die nach dem Brande eine Masse von feinkörnigem Bruch ergiebt. Beim harten Porzellan wird eine vollständig metallfreie Glasur angewandt, beim weichen eine bleiartige. Da die Masse des harten Porzellans im Brande dem stärksten Feuer ausgesetzt werden muß, und die Malerei hierdurch vernichtet wurde, so werden die Decorationen erst nach dem Brande auf der Glasur angebracht und dann

durch ein schwaches Feuer eingebrannt; sie sind daher auch einer größeren Abnutzung ausgesetzt. Nur das Kobaltblau widersteht dem Scharffeuer und wird gewöhnlich unter der Glasur verwendet. Das weiche Porzellan bedarf beim Brennen keines starken Hitzegrades; seine leichtflüssige Oberfläche gestattet die Anwendung der zartesten Farbennüancen; die bleiartige Glasur überdeckte die Malereien nach dem Brande vollständig, trotzdem letztere auf der Glasur angebracht waren. Das Bleu du roi, das Türkisblau, das Rose de Pompadour, die wunderbar feine Ausführung der Malereien beim Sèvres-Porzellan machen dasselbe heute noch bei Liebhabern und Sammlern zu einem sehr begehrten Luxusartikel, und die Preise, wie sie z. B. in England für echte Gegenstände von Sèvres bezahlt werden, sind so enorm hoch, daß man sich fragen muß, ob bei aller Werthschätzung nicht doch eine Manie der Zeit darin zu finden ist. Für eine Tasse ist der gewöhnliche Marktpreis 3000 Mark; fünf Vasen, Bleu du roi mit Blumen und Landschaften, wurden auf einer Auction in London mit 60,000 Mark losgeschlagen. Bei der Versteigerung der Sammlung San Donato in Florenz wurden 1870 für einen Theil eines Service, mit Vögeln und Monogrammen bemalt, vom Earl of Dudley 10,200 Pfund Sterling bezahlt. Die Kataloge mit dem Erlös auf den betreffenden Auctionen liegen gedruckt vor. Bei solchen Preisen ist es begreiflich, daß die Speculation sich auf Nachbildung dieser alten Porzellane geworfen hat; es kann daher h. im

etwaigen Ankauf von altem Eèvres nicht genug Vorsicht empfohlen werden.

Endlich fand man auch in Frankreich die echte Porzellanerde. Die Frau eines Wundarztes, Namens Darnet, zu St. Yrieux bei Limoges, benutzte zu ihrer Wäsche eine fette Erdart, die sie aus einer nahe gelegenen Schlucht zu entnehmen pflegte. Ihr Gatte brachte Proben dieser Erde einem Freunde in Bordeaux, dieser wiederum dem Chemiker Macquerin in Eèvres, und letzterer erkannte sofort, daß er Kaolin vor sich habe. Nun wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Eèvres mit der Bereitung des harten Porzellans begonnen, und bald die Fabrikation des weichen gänzlich bei Seite gelassen. Zu dieser Zeit errichtete man auch schon in Paris viele Privatsabriten für echtes Porzellan, und aus diesen Manufacturen stammen die unter Nr. 1875 (Ältester Hafferberg) und Nr. 1887 (Frau Staatsrath Förster) im Ausstellungskataloge verzeichneten Porzellane. Obgleich die kleinen Porzellanvasen und der Leuchter mit den Kieflisblumen ohne Marken sind, so glauben wir doch annehmen zu können, daß sie der bekannten Fabrik von Jacques Petit in Belleville, später Paris, entstammen, eine Fabrik, welche heute noch existirt und die Alt-Meißener Porzellane so gut copirt, daß diese Gegenstände, leider auch mit den Meißener Marken versehen, von gewissenlosen Händlern mit Vorliebe zu Fälschungen benutzt werden.

Eine ziemlich große Anzahl alt-englischer Fabrikate, die sich in unserer Ausstellung befinden, veranlaßt uns, dieser „keramischen Großmacht

ersten Ranges“ einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die Beschaffenheit der englischen Thongefäße ist eine ganz andere, als die der deutschen und französischen. Echtes Porzellan wurde und wird fast gar nicht in England angefertigt, dagegen ist die sogenannte feine Faience, ein Mittel Ding zwischen echtem Porzellan und gewöhnlicher Faience, dort sehr in Aufnahme gekommen. Der bedeutendste englische Thonwarenfabrikant war Wedgwood, der durch die Heirath seiner Tochter Großvater des berühmten Naturforschers Charles Darwin wurde. Seine Fabrikate sind von großer Schönheit und ist es sehr ersichtlich, daß gerade hiervon eine recht ansehnliche Collection in der culturhistorischen Ausstellung vorhanden ist. Was nun die beiden Vasen betrifft, Nr. 1870, so sind dieselben nicht aus einer der Manufacturen Wedgwood's hervorgegangen; die weißen Reliefs auf dem blauen Grunde sind zwar sehr gut, aber doch lange nicht von so großer Feinheit, wie sie Wedgwood zu bieten pflegte. Man vergleiche nur die gleichartigen Reliefs auf den Leuchtern, Nr. 1826 (Secr. Ed. Hollander), mit diesen Vasen und man wird den Unterschied leicht erkennen; die Leuchter sind zweifellos Wedgwood, die Vasen scheinen aus der Fabrik von Adams zu stammen, der, ein früherer Arbeiter Wedgwood's, ein Nachahmer desselben wurde, ohne jedoch die Bedeutung seines Meisters zu erlangen. Die Masse Wedgwood's ist eine Art feinen Steinzeugs, vor dem Brande gefärbt; man hat Fabrikate in fast allen Farben; eine reizende Zuckerdose, hellbraun mit reichen, weißen Reliefornamenten, steht

auf dem ersten Fensterbrett links in der großen Saale der Gilde. Es ist auch in den letzten Tagen ein Theeservice ausgestellt worden, das, auf weißem Grunde, mit feinen Reliefs aus Trauben und Weinblättern in zarter lila-blauer Färbung versehen ist. Die aus schwarzer Masse bestehenden Gegenstände nannte man Basalt-Wedgwood. Im Gewerbe-Museum in Nürnberg befinden sich einige Vasen, die auf schwarzem Grunde rothe Reliefs enthalten; die Wirkung dieser Farbenzusammensetzung ist eine ganz außerordentliche. Eine große Rolle in der englischen Keramik spielt die sogenannte „cream colour“, eine feine gelbliche Färbung, die, besonders bei durchbrochenen Geschirren angewandt, ungemein reizvolle Gegenstände hervorgebracht hat. In der Ausstellung ist diese Gattung durch mehrere derartige Stücke vertreten, und in unserem Besitze befindet sich eine Butterdose Wedgwood's aus cream colour, die Randornamente aus Gold und Violett-Lila aufweist. — Unter Nr. 1874 ist ein (im Besitze der Frau Staatsrath Förster befindliches) englisches Service aus feiner Fayence zu sehen, das jedenfalls sehr unterhaltend für den Besitzer sein dürfte; man betrachtet sich während des Speisens die auf den Tellern angebrachten Blumendecorationen, dreht sie dann um und liest auf der Rückseite den vollständigen lateinischen Namen, wie ihn die Botanik den betreffenden Blumen beigelegt hat.

Wir müssen wieder auf die chinesische Keramik zurückkommen, da uns obliegt, auf einige Schüsseln, Teller u. s. w. in der Ausstellung aufmerksam zu machen. Jacquemart, ein sehr bedeutender

keramischer Schriftsteller, theilt die Chinesischen Waaren ein in: 1) Die famille verte, 2) famille rose, 3) famille chrysanthémo-paeonienne, 4) die außergewöhnlichen Porzellane; je nach der auf den betreffenden Gefäßen vorherrschenden Farbe, resp. Decoration. Eine sehr dehnbare Bezeichnung, offenbar nur erfunden, um das fast unübersehbare Feld der Chinesischen Keramik einigermassen beurtheilen zu können. Die famille rose war die Exportwaare für Europa, da sie in China sich keiner besonderen Achtung erfreute. Und doch sind diese Porzellane von großem Reiz; reiche Mosaikmuster in allen Farben schillernd, mit dick aufgetragenem Email, bedecken den Scherben fast gänzlich. Die Ausstellung zeigt von dieser Art zwei kleinere Deckelvasen, Nr. 1891, eine größere Vase, Nr. 1897, und einen Teller. Die große Kanne, Nr. 1889 (Besitzer: Herr Emil v. Klein), ist ein vorzügliches Stück und zeigt, außer den Ornamenten im Genre der famille rose, Medaillons mit Chinesischen Landschaften in schwarzer Farbe. Schüsseln und Teller von Paeonienporzellan (chrysanthémo-paeonienne) sind in der Ausstellung vorhanden und wohl alle Chinesisches Fabrikat. Es ist sehr schwer, gerade in dieser Gattung, japanische von Chinesischen Waaren unterscheiden zu können, doch wäre es möglich, daß die größere Schüssel, der dunkleren Färbung des Blau wegen, japanischen Ursprungs sei. Die famille verte kommt sehr selten vor in Europa. Etwas später als in China soll man in Japan Porzellan gemacht haben, doch konnte nichts Bestimmtes hierüber er-

mittelt werden. Die heutigen japanischen Porzellane haben die chinesischen vollständig in den Schatten gestellt; die Japanesen sind vorwärts gegangen, die Chinesen zurückgeblieben; denn was heute von China-Porzellan zu uns kommt, ist geradezu schauerhaft, und man erkennt auch nicht einen Zug der früheren Größe.

Wir müssen noch auf die Porzellane hinweisen, die im vorigen Jahrhundert auf europäische Bestellung in China angefertigt wurden. Die europäischen Porzellane hatten die chinesischen keineswegs verdrängt; man begehrte sie noch immer; und die schlauen Chinesen lieferten nun nach eingesandten Vorbildern, was man von ihnen haben wollte. Wir sehen da Tassen mit verschlungenen Monogrammen in lateinischen Buchstaben, mit Ornamenten im Meißener Genre. Die in China lebenden Jesuiten waren die Handelsvermittler, und sorgten auch gelegentlich für eine Decoration der Gefäße mit Heiligenlegenden und Scenen aus dem alten und neuen Testamente. So befindet sich in der Sammlung Albers Schönberg in Hamburg ein Teller, der mit einer Kreuzigung Christi in schwarzer Farbe bemalt ist; das Gesicht des Heilandes zeigt jedoch eine chinesische Physiognomie. Im National-Museum in München sind eine Reihe chinesischer Teller mit dem bairischen Wappen, und im Hamburger Gewerbe-Museum ein solcher mit dem preussischen Wappen zu sehen. Wir besitzen einen Teller, der auf Bestellung der Königin Mathilde von Dänemark (Struensee-Mathilde) in China angefertigt ist, deren Namenszug zeigt, und mit

Ansichten von Kopenhagen verziert ist. Wie genau die Chinesen zu Werke gingen, geht daraus hervor, daß sie die zufälligen Sprünge einer europäischen Tasse, die man ihnen als Muster übersandt hatte, nachahmten, und nun das ganze Service zwei große, durch bräunliche Farbe hervorgebrachte Sprünge zeigte. Auch für den persischen Markt haben die Chinesen gearbeitet; die für diesen bestimmten Porzellane weisen rein persische Ornamente auf.

Einige Worte seien über die Fayence-Industrie gesagt. Die Veranlassung hierzu sind zwei Basen der Fabrik Marieberg bei Stockholm, die sich in der Ausstellung befinden, Nr. 1885 und 1886. Die Fayence, die sich in früherer Zeit großer Achtung erfreute, und bei Hoch und Gering im Gebrauch war, wurde durch das Porzellan fast gänzlich verdrängt. Jetzt stellt sich die Sache anders; das Porzellan fängt an zu sinken und die Fayence wird eine große Zukunft haben. Die im vorigen Jahrhundert erzeugten französischen Fayencen von Rouen, Moustiers, Nevers, Marseille, Straßburg sind Fabrikate von großer Schönheit und haben sehr hohen künstlerischen Werth. Die deutschen Fayencen von Höchst, Frankenthal, Nürnberg, Bayreuth stehen ihnen zwar nach, sind aber dennoch sehr beachtenswerth. Wir möchten bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf Fabrikate lenken, die ihnen wahrscheinlich nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, aber ihr Interesse in hohem Grade ver-

dienen. Wir meinen die Fayencen von Schleswig-Holstein. Die Fabrik in Kiel ist bekannt und oft gewürdigt worden; aber wer weiß etwas von Stockelsdorf, Eckensörde, Kellinghusen, Flensburg, Schleswig, Rendsburg? Kein Werk über Keramik hat sich mit diesen Manufacturen beschäftigt. Besonders Stockelsdorf hat ganz prachtvolle Gegenstände geliefert, und es konnte ein eigentümlich schönes Blau-grün, das diese Fabrik hervorgebracht, von keiner anderen nachgeahmt werden. Wir hatten Gelegenheit, diese „nordische Fayence“ genau studiren zu können und werden vielleicht einmal in einem besonderen Artikel ausführlich auf dieselbe zurückkommen. Eine schwedische Fayencefabrik von Bedeutung war die von Rörstrand bei Stockholm. Es ist übrigens sonderbar, daß gerade in Riga so wenig schwedische Fayencen zum Vorschein gekommen sind. —

Zwei Steingug-Krüge (Nr. 1868, im Besitz des Ältesten Sellmer) gehören dem bedeutenden Fabricationsort Creußen bei Bayreuth an. Man nannte derartige Krüge, je nach ihrer Decoration mit Reliefornamenten, Jagdkrüge, Kurfürstenkrüge, Planetenkrüge und Apostelkrüge. In der Ausstellung stehen zwei Apostelkrüge, die nicht so gut erhalten sind, wie jener Krug derselben Gattung im „altdeutschen Zimmer“ der Gewerbe-Ausstellung. Der Name mit der Jahreszahl Johann Caspar Schneider 1668, auf den Krügen befindlich, ist nicht der des Verfertigers, sondern der des Bestellers.

III.

Die alte Kunstschlerei ist in der großen Gilde sehr gering vertreten. Außer zwei nicht sonderlich reich geschmückten Schränken Nr. 1764 und 1765, einigen Stählen mit gepreßtem Lederüberzug, Nr. 1778, mehreren Tischen mit Intarsien und der alten Truhe, Nr. 1760, mit Eisenbeschlägen, dürfte kaum etwas unsere Aufmerksamkeit fesseln. Dagegen sind die Einbände der Bücher meistens ganz vorzüglich und ungemein lehrreiche Vorbilder für den modernen Buchbinder. Wie reich sind diese Einbände aus gepreßtem Schweinsleder! Die Vergoldung hat sich so gut erhalten, als wenn sie von gestern und nicht mehrere Jahrhunderte alt wäre.

Mein geduldiger Leser, kennst Du die Geschichte, die Plinius erzählt, daß nämlich phöniciſche Kaufleute an der Mündung des Flusses Belus landeten und dort beim Kochen ihres Mahles bemerkten, daß der Sand und die zum Herd aufgeschichteten natronhaltigen Steine unter der Hitze des Feuers schmelzend, sich zu einer durchsichtigen, glasartigen Masse verbanden. Diese Geschichte ist sehr häßlich, aber nicht sehr glaubwürdig. Wir besitzen Beweise für Glas und Glassabrikation, denen ein weit höheres Alter zukommt, als dem Aufblühen der phöniciſchen Cultur. Aegypten liefert uns, wie bei so vielen anderen Zweigen der Kunst und der Technik, so auch für das Dasein des Glases die ersten positiven Zeugnisse. Man sieht in den Gräbern von Ben-Hassan z. B. Bilder, auf denen die Kunst des Glasblasens dargestellt ist. Auch Ninive liefert uns einen sehr

alten Beweis für das Vorhandensein des Glases, indem im British-Museum eine aus transparentem Glase bestehende Vase aufgestellt ist, welche, wie die Inschrift zeigt, aus dem Jahre 700 v. Ch. stammt. Die Chinesen sollen die Kunst der Glasbereitung sehr früh gekannt haben, doch besitzen wir darüber gar keine glaubwürdigen Angaben. Auch jetzt kommt wenig Glas aus China nach Europa, und die einzigen Gegenstände, die wir gesehen haben, sind jene kleinen Fläschchen im Berliner Kunst-Gewerbe-Museum, die zum Aufbewahren des Schnupftabaks dienen sollen. Die Formen des chinesischen Glases sind sehr schwer, aber die Farben von großer Frische; auch besitzen die Chinesen eine große Fertigkeit, verschiedene farbige Massen auf einander zu schmelzen, und aus diesen Schichten Figuren in der Art Wedgwood's und der antik römischen Gläser zu schleifen und zu schneiden. In Rom soll man das Glas zu Sulla's Zeiten um 80 v. Ch. eingeführt haben; doch erst unter der Regierung des Augustus kam es wohl zur vollen Geltung. Es sind wegen der zerbrechlichen Natur der Gegenstände nur wenige dieser Prachtgefäße in unzerbrochenem Zustand zu uns gekommen. Das bedeutendste Stück alt-römischen Glases, das wir besitzen, ist die, nach ihrem früheren Besitzer benannte Portland-Vase im British - Museum zu London. Der Fond dieser Vase ist dunkelblau, das „Ueberfangglas“ undurchsichtig weiß; sie zeigt die Hochzeit des Peleus und der Thetis in starkem Relief; Wedgwood hat diese Vase in seiner berühmten Jaspervase nachgebildet. Aus dem byzantinischen

Kaiserreiche sind uns ebenfalls wenige Glasgefäße erhalten; in Genua befindet sich der angebliche heilige Graal von imitirtem Smaragd, der um 1100 durch Kreuzfahrer aus Konstantinopel mitgebracht sein soll. Doch stimmt dies wenig mit der neuesten Forschung, die uns beweist, daß das Wort Graal aus Coras, d. i. Coralle entstanden sei, und daß das Gefäß selbst also roth sein müßte. Im Mittelalter stand im Orient, besonders in Persien, die Glasfabrikation in voller Blüthe, und es sind uns aus allen Jahrhunderten schöne Exemplare von Moschee-Lampen, Trinkflaschen, Schalen u. s. w. in emailirtem Glase erhalten. Seit dem 13. Jahrhundert war der Hauptsitz der Glasbereitung Venedig, dessen Fabrikate die denkbar feinsten waren, da sie sich durch ein inniges Eingehen auf die Natur und insonderheit des Stoffes auszeichneten. Die Deutschen, durch die Leistungen Venedigs angeeifert, versuchten es, sich in der Glasfabrikation Geltung zu verschaffen. Es gelang ihnen dies auch, indem sie sich eigene Formen und Decorationsarten schufen, die freilich den venetianischen durchaus nachstanden. Man kennt die cylindrischen Gefäße von grünlichem Glase mit Emaille-Verzierung. Wappen, Kaiser- und Kurfürsten-Bilder sind die am häufigsten vorkommenden Verzierungsmotive. Man findet jetzt diese Gläser wieder in vielen Antiquitäten-Handlungen in „größter Auswahl“; wir können aber nur vor deren Ankauf warnen, da die echten sehr selten sind, und die zum Verkauf ausgebotenen jedenfalls aus der „grauensten Neuzeit“ stammen,

wie Wippchen sagen würde. Aus dem 17. Jahrhundert nennen wir den sogenannten „Willkomm“ und die Gewerkschumpen, sowie die Reichsadler-Gläser mit der heraldisch bezeichneten Wappen-Vierteltheilung und der Inschrift: „Das heilige römische Reich sammt seinen Gliedern und Gliedmaßen“ und endlich das „Paßglas“. Letzteres ist gewöhnlich nichts als ein hoher, dunkelgrüner Cylinder mit vielen aufgeschmolzenen Buckeln und Knöpfen. Im Berliner Kunstgewerbe-Museum sind auch einige Gläser von dem preussischen Hof-Alchimisten Kunkel ausgestellt; man nennt dieses um 1679 erfundene Fabrikat „Rubin-Glas“, es soll durch Goldlösung hergestellt worden sein. In Böhmen begann die Glasindustrie bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts. Man behandelte das Glas wie Bergkrysal, nicht allein in den Formen, sondern auch in der Ornamentation, indem man durch Facettirung und Einschleifung einen Effect erzielen will, der der Krysalbehandlung gleichen soll. Gemälde, Wappen, Namenszüge, oft vergoldet; Portraits, Bandverschlingungen, auch landschaftliche Darstellungen wurden angewendet; aber man vergaß bald die der Glasschleiferei gezogenen Grenzen, und eine vollständige Stilllosigkeit riß ein, die die böhmische Industrie zu vernichten drohte. Erst in neuester Zeit haben die großen Glasfabriken von Lobmeyer die böhmische Glasbereitung wieder auf den richtigen Weg gebracht; ihm und Heßert in Schlesien ist es gelungen, so schöne Gegenstände herzustellen, daß unsere Zeit mit großem Stolz auf diese beiden Fabriken blicken darf.

Außer einigen sehr schönen Spiegeln sind in der culturhistorischen Ausstellung fast nur geschliffene Gläser vertreten, und wie wir leider bekennen müssen, nicht in hervorragenden Stücken.

Eine Ausnahme hiervon bilden die Nummern 1849, 1852, 1853, die (im Besitz der Herren Rathsherr Westberg und Alex. Pohrt) hochfeine Gläser zeigen. Das Kelchglas jedoch, aus welchem Peter der Große getrunken hat, ist gewiß von großem historischen Werthe, Kunstwerth hat es wenig.

Mit den zierlichen Gegenständen des vorigen Jahrhunderts, wie Dosen, Niechfläschchen u. s. w. u. s. w., deren Zweck uns manchmal ganz räthselhaft erscheint, ist die culturhistorische Ausstellung so reich besetzt worden, daß es unmöglich ist, jeder der Nummern besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Wir müssen uns damit begnügen, einzelne, besonders feine Stücke hervorzuheben. So sehen wir Nr. 1954 und 1955 (aus dem Besitz des Herrn J. v. Blandenhagen-Drobbusch) zwei Tabatièren vom Ende des vorigen Jahrhunderts, die die vorzügliche Technik dieser Stilperiode zeigen. Man kann sich nichts Feineres denken, als dieses Email-Miniaturbild auf der einen, den prächtig ausgeführten Kopf auf der anderen Dose, dazu die wunderbaren Ornamente aus Gold und Email, — in der That zwei kleine Meisterwerke! Die sogenannte „Tula-Arbeit“ ist durch zwei ausgezeichnete Stücke vertreten: Nr. 1958 und Nr. 1959. (Aussteller: Herr Georg Lange und Herr Ältester Rob. Jaksch.) Im übrigen Europa war diese

Technik verloren gegangen; in Rußland hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich wohl die neuzeitigen Arbeiten kaum den Vergleich mit den früheren aushalten können. Schon Plinius spricht davon, daß den Aegyptern diese Arbeit bekannt war. Im 16. Jahrhundert kam sie zur vollen Geltung, und auch Benvenuto Cellini spricht in seiner Abhandlung über die Gold- und Silberschmiedekunst von ihr; dann verschwand sie wieder, hielt sich nur in Persien, und wird jetzt in Indien und, wie schon gesagt, in Rußland mit Erfolg betrieben. Man nennt Producte dieser schwarzen Strichart „Niello“. Auf eine Gold-, Silber- oder andere Metallfläche wird eine Zeichnung eingegraben, und man fällt dann die Ritzen mit einer Masse, die aus Silber, Blei, Kupfer und Schwefel besteht. Der bedeutendste Niello-Künstler war Thomas Finiguerra. Nr. 2029, (Adv. Chr. Bornhaupt) 2030, (Oberlehrer Helmring) 2067, sind sehr gute Stücke und zeigen uns ein brillantes Blau als Email aufgetragen; namentlich die goldene Strichscheide (aus dem Besitz des Dr. Gustav Hollander), mit Medaillons in seiner Emailmalerei versehen, ist ein Muster von feiner Ausführung zu nennen. Ferner sind einige emailirte Kupferdosen hervorzuheben. Nr. 1969 (Besitzerin Frau M. Stotter) und 1972 (Adv. Th. Berent); besonders letztere zeigt reizende Miniaturbilder in jener im vorigen Jahrhundert so beliebten roth-violetten Farbe. Die goldene Tabatière, Nr. 1956, mit dem Miniaturbild, die Toilette der Venus darstellend (aus dem Besitz des Baron G. Bruiningk), die

Dose, Nr. 1957, ein Geschenk Ludwig XVIII (im Besitz des Baron Wolff-Kempenhof).

Einige sehr gute Fächer befinden sich in der Ausstellung, namentlich der eine mit dem Unterstück aus geschnittenem Perlmutter; die Elfenbeinschnitzerei mit der Scene des Mucius Scaevola, Nr. 2131 (Rathsherr Dr. Schwarz), die Messer und Sabeln mit den geschnittenen Elfenbeinstielen Nr. 2132, einige ausgezeichnete Elfenbeinkästchen, alle diese Sachen würden jedem bedeutenden Museum zur Zierde gereichen.

Wir kommen jetzt zu dem Glanzpunkt der ganzen Ausstellung, zu den Silbergefäßen. Und gerade über sie wollen wir am wenigsten sagen, denn hier ist der Katalog so ausführlich, daß wir nur wiederholen könnten, was er mittheilt; er ist mit einer Sorgfalt, einem Verständniß und einer Liebe zur Sache abgefaßt, daß ihm, weit über die Zeit der culturhistorischen Ausstellung hinaus, ein ehrenvoller Platz in der Geschichte der Silberschmiedekunst gesichert ist. Dazu kommt, daß durch große Mühe die meisten der Silberstempel entziffert sind und ihre Deutung gefunden haben; in der That keine leichte Arbeit, die aber ihren Lohn findet in dem Bewußtsein, einen außerordentlich wichtigen Beitrag zur Silberstempelfunde geliefert zu haben. Nur ein Silbergefäß wollen wir hervorheben, und zwar, weil es das älteste Stück nachweislich Rigascher Arbeit ist: Es ist (Nr. 2463) der Amtsbecher des Glaseramtes. Es sei mir nun als Ausländer gestattet, der Gesellschaft der Schwarzhäupter unseren Dank abzustatten für die Bereitwilligkeit,

mit der sie ihren kostbaren Silberschatz vor die Oeffentlichkeit gebracht haben. Bis jetzt wußte man in der Kunstwelt nichts von diesem Schatze; nun sind Photographieen von ihm angefertigt, und es wird Denen, die nicht das Glück hatten, ihn selbst gesehen zu haben, begreiflich werden, daß neben den Kunstschätzen, die München, Nürnberg, Berlin und Wien besitzen, auch in Riga Gegenstände zu finden sind, die mit zu dem Schönsten gehören, was das Kunsthandwerk vergangener Tage geschaffen hat. Von nun an gehört der Silberschatz aber nicht mehr den Schwarzhäuptern allein — er gehört der Kunstgeschichte an!

Zum Schluß möchten wir an Alle, die die Ausstellung besichtigt haben, eine Bitte richten: Es fehlt uns, wie überhaupt in der Stadt Riga würdiges Museum, so speciell auch noch immer ein Kunst-Gewerbe-Museum, das dem modernen Kunsthandwerker fördernd zur Seite stehen könnte. Es ist zwar eine Summe vorhanden, die zu einem Museumsbau verwendet werden soll, aber sie ist gering. Wenn sich ein Jeder, der im Besitze alter, kunstgewerblich werthvoller Gegenstände wäre, sagte, daß es der Mitwelt mehr nützt, wenn er seine Sachen hergibt, als daß er sie zu Hause ungesehen stehen läßt, so würde sich ein Stamm bilden, der, durch gelegentliche Ankäufe vermehrt, das vielbegehrte große Museum in nahe Aussicht stellen könnte. Wir möchten daher alle Aussteller bitten, durch Geschenke ihr Interesse an dieser so ungemein wichtigen Angelegenheit kund zu geben. Vielleicht haben wir keine Fehlbitte gethan.

Ludwig Würzburg.

Sonst und jetzt.

Plauderei aus der culturhistorischen Ausstellung.

Es ist nur eine locale Ausstellung; nur was in Riga an glänzenden oder schlichten Reliquien aus der Vergangenheit zusammengebracht werden konnte, wird in dem Hause der großen Gilde dem Beschauer geboten. Und dennoch, die historischen Reminiscenzen, die unwillkürlichen ernstern und heiteren Betrachtungen über den Wandel der Zeiten und der Dinge überfallen uns dort geradezu in einer Weise, daß man sich förmlich zügelu muß, dem Reiz der sich bei jedem Blicke aufdrängenden Vergleiche zwischen dem Sonst und Jetzt nicht allzusehr nachzugeben; man würde nicht fertig werden. Aus den vielen Dingen, die diesen unwiderstehlichen Reiz auf mich ausgeübt, ohne daß ich mich demselben bei der Menge des Anregenden für das Einzelne ganz hinzugeben vermochte, greife ich nur Einiges nach Belieben heraus.

In einem der Schaukästen erblickte ich eine Urkunde aus dem Jahre 1576, die damals für die Stadt Riga die Bedeutung eines großen, beglückenden Ereignisses hatte: Kaiser Maximilian II. ertheilte unserer Stadt in Anerkennung „ihrer bewiesenen standthastigkeit bey dem heiligen Reich“ das Vorrecht mit rothem Wachs zu siegeln. Dieser einzige Blick auf eine über dreihundert Jahre alte Urkunde ist wie eine magische Verführung, durch welche eine ganze Geschichte herbeigezaubert wird, die Geschichte von dem Siegel-Material: von dem

Wachs, an dessen verschiedenen Farben die Gerechtfame der Siegelnden zu erkennen waren; von der Oblate, die das Wachs; von dem Siegellack, der die Oblate; von dem trockenen und farbigen Stempel, der den Lack verdrängte. Im 16. Jahrhundert wurde das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln, als ein Symbol hochbedeutfamer Gerechtfame verliehen. Kaiser, Könige, Fürsten siegelten früher in Gold und Silber, Päpste und Ordensmeister in Blei — auch Reliquien dieser Art enthält die culturhistorische Ausstellung. Lange schon ist selbst gekrönten Häuptern jene Edelmetall-Siegelung zu schwerfällig und zu umständlich. Auch sie und ihre Großsiegelbewahrer haben heute nicht mehr so viel Zeit wie ihre Vorfahren. Nicht der Schmelztiegel des Goldschmiedes, nicht die Kerze ist mehr nöthig; ein Druck — und das Document ist mit dem fürstlichen Stempel versehen.

Mit weniger Ehrerbietung als auf jene Kaiserliche Urkunde blicken wir an einer anderen Stelle auf eine Predigt-Sammlung aus dem Jahre 1626:

„Neun Auszerlesen vnd Wolgegründete Hexen Predigt, darinnen der Terminus Magiae oder Zauberey nach den Logicalischen terminis richtig vnd kürzlich aus Gottes Wort, vnd andern Scribenten vnd Historien erkläret vnd ausgeführet worden, vnd in der Thumb Kirchen zu Riga öffentlich gehalten durch M. Hermannum Samsonium, Pastorn vnd Superintendenten.“

Lächeln wir im Stolz auf unsere aufgeklärte Zeit nicht allzu sehr bei diesen beredten Zeugen

aus einer Zeit finsternen Aberglaubens! Sind es doch erst wenige Wochen her, daß auf dem hiesigen Rathhausplatze eine nach Hunderten zählende Volksmenge den Teufel sehen wollte, und noch gestern ward uns Gelegenheit, einem langen Aufsätze, in welchem hereditär für die Berechtigung des modernen Spiritismus geeifert wurde, die erbetene Aufnahme in unsere Zeitung zu versagen.

Wahrlich, es giebt in unseren Tagen so Manches, das geeignet ist, den Stolz, mit dem wir in unserem Culturbewußtsein auf Vergangenes zurückblicken, zu dämpfen. Dafür zeigt uns die „gute alte Zeit“ aber auch Manches, was damals ebenso wenig gut war, wie in unseren Tagen. So z. B. erkennen wir aus der culturgeschichtlichen Ausstellung an einigen Verfügungen des Rathes unserer Stadt, daß das Sprüchwort: „Jugend hat keine Tugend“ seine Wahrheit früher in nicht weniger drastischer Weise als heute geltend gemacht hat. Eine solche Verfügung aus dem Jahre 1755 beginnt mit folgenden Worten:

„Demnach ein Wohl Edler Rath höchst mißfällig in Erfahrung gebracht, daß verschiedene junge Leute, die annoch in Diensten, und ihre mündigen Jahre noch nicht erreicht haben, bey Wirthen und Schenkern auf Borge gezehret, von allerley Crähmern Waaren auf Credit genommen und auch wohl gar von Anderen haares Geld geliehen, und dadurch zum übermäßigen Sauffen und Freßen, äppiger Lebens - Art, Spielen und allerley andere Unordnungen Gelegenheit und Vorschub erhalten und solcher Gestalt sich selbst in

Krankheit, Schaden und Unglück gestürzet" 2c. 2c.
 — Der Rath verbietet dann des Weiteren in
 der Verfügung bei Strafe das Leihen an
 Unmündige, ermahnt Eltern und Vorgesetzte
 zur Wachsamkeit u. s. w.

Und das war damals eine sehr ehrbare Zeit,
 in der die Bürger sehr streng auf Zucht und
 Ordnung hielten, vielleicht zu pedantisch streng, so
 daß die Jugend, die nun einmal austoben will,
 dieses auf verbotenen Wegen besorgen mußte.
 Heute werden die „Zingeltangel“ unter sagt —
 du lieber Himmel! was bleibt nicht noch alles an
 verbotenen Wegen übrig in unserer freieren
 Periode! Den Zorn der Väter unserer Stadt
 von damals über die entarteten Sprößlinge des
 Bürgerthums kann man sich aber denken, wenn
 man die gefesteten, ehrbaren Verhältnisse be-
 trachtet, in die Alles streng eingetheilt und ge-
 gliedert war.

Je weiter zurück die Entstehungszeit der Gegen-
 stände in der culturhistorischen Ausstellung liegt,
 desto mehr erkennt man an vielen von ihnen jene
 strenge Ordnung und die Sorgfalt, mit der dar-
 über gewacht wurde, daß unter den Bürgern und
 ihren Corporationen Alles vorschriftsmäßig und
 genau nach der Regel verlaufe. Wir haben ja
 heute auch unsere strengen Gesetze, die zu befolgen
 jeder gute Bürger beflissen ist; aber so in's Detail
 des gesellschaftlichen Lebens wie früher gehen diese
 Vorschriften doch nicht. So zum Beispiel sind
 für eine Bier-Probe heutzutage wohl den Preis-
 richtern einer Ausstellung genaue Regeln vorge-
 schrieben; aber in Vereinen und Gesellschaften

nimmt man es nicht mehr so genau wie ehemals in der Compagnie der Schwarzhäupter, deren jezt in der großen Gilde zu sehende „Schaffer-Ordnung“ aus dem Jahre 1593 (revidirt 1640) unter Anderem besagt:

§ 4. Das Bier sol alle Zeit des Dingstags zuvor ehe der Schaffer ansahet zu schaffen in beysein der Kemmerer vnd drey Schaffers geschmecket werden. Auch sollen dieselben keine Geste mehr als den Schaffer ders Bier schmecket, seinen Vatter oder seinen Wirth dartzu bitten bey Poen 30 mck.

§ 5. Es soll auch der Schaffer bey seinem Bierschmecken keine verkostung mit sonderlichen Gerichten machen, den nur allein zwo gerichte Senpffleisch vnd ein gericht Fisch. Soll auch daß Bierschmecken nicht lenger wehren, biß vmb 12 Uhren bey Poen 50 mck.

Haben wir hier einen Beweis für die strengen Satzungen, die in einer vornehmen Gesellschaft unverheiratheter Kaufleute selbst auf dem Gebiete des Zechens galten, so enthält die Ausstellung auch Gegenstände, die auf ernstesten Gebieten die berufliche Zucht erkennen lassen, in welcher der Gewerbestand seine jungen Genossen hielt. Man betrachte nur die beiden in der Brautkammer der Gilde ausliegenden alten Bände des Maler-Amtes mit den Clausur-Arbeiten (Zeichnungen) der Malerlehrlinge, die zu Gesellen erklärt wurden. Es sind manche unbehilfliche, aber auch viele vortreffliche Zeichnungen darin. Der eine Band reicht von 1787—1806; unter jeder Arbeit

befindet sich das Gelöbniß des jungen Gesellen, fast übereinstimmend mit den Worten:

„Ich unten benannter bescheine und gelobe, daß ich ein Ehrbares Amt in keinen Dingen zu wieder sein will, weder mit Böhnhaserey noch eigenen Vortheilen, sondern als ein redlicher Gesell aufführen will; dieses bekräftige mit meinen Nahmen Hand und Unterschrift.“

Als interessantes Gegenstück speciell zu dem Inhalte dieses alten Bandes in der culturhistorischen Ausstellung präsentiren sich uns aus der neuesten Zeit die Zeichnungen der Schüler der Gewerbeschule in der so überaus sehenswerthen Lehrmittel-Abtheilung der Gewerbeausstellung. Da sieht man mit ungetrübter Befriedigung die Fortschritte, die unsere Zeit mit sich gebracht, die segensreichen Bemühungen, welche darauf gerichtet sind, bei der heutigen jungen Generation des Gewerbebestandes die Tüchtigkeit ihrer Vorfahren mit den fortgeschrittenen Unterrichtsmitteln unserer Zeit zu vereinigen.

Machen wir, da gerade vom Unterricht die Rede ist, einen Sprung zurück in das Ende des 17. Jahrhunderts und zwar hinauf in die Region der höchsten städtischen Schulen, die auch ihre Andenken in die culturhistorische Ausstellung geliefert haben. Da ist eine Einladung zu einem Gymnasial-Actus aus dem Jahre 1693, die also beginnt:

„Ob das Weibliche Geschlecht so wohl als das Männliche den Tugend übungen ergeben

und deshalb öffentlich bey der Nachwelt gerühmt zu werden mit Recht verdiene? ist eine Frage, worüber nicht nur zu unserer Zeit sondern schon von Alters her einige Gelehrte streitig gewesen" u. s. w. Diese Frage ist „das Programm der Actusrede, die ein tugendbegabter und wollgearteter Jüngling Gerhardus Bogt in teutscher Sprache reden wird.“ — Dazu werden eingeladen „der Rath als rechte Tugend-Seulen dieser Stadt,“ ferner „die Prediger als helle Tugend-Sonnen“ 2c.

Von diesem Schlusse der Einladung kann man dreist behaupten, daß unsere heutigen Herren Gymnasial-Directoren ihre Höflichkeit gegen Rath und Prediger nicht in so überschwänglichen Worten zu erkennen geben. Wir sind überhaupt heute nicht mehr so überschwänglich, aber auch nicht so begeistigungsfähig, wie es unsere Vorfahren viele Generationen hindurch waren. Man lese z. B. in der Ausstellung das große gedruckte Glückwunsch-Carmen, das der durch sein Lobgedicht auf Mitau bekannte poeta laureatus Christian Bornemann im Jahre 1693 dichtete, „als Herr Johann v. Dettingen aus Hochverdientem Ober-Gerichts-Bogte Hochansehnlicher Bürgermeister wurde“. In diesem Gedichte kommen folgende Verse vor:

„Rehmlich da Du lange Zeit Deiner Vater-Statt ge-
dientet,
Die an Ruhm und Herrlichkeit wie des Nordens Zeder
grünet.
Da Du Unrecht halbest tödten als ein Bogt, der Recht
beschützt,

Ja als Sonne in den Nöhten, die das ganze Wesen
 stüzt.
 Da wirft Du durch hohen Lohn großer Detting erst
 ergöhet,
 Und die Bürger-Meister-Kron auf Dein weises Haupt
 gesezet,
 Daß, wie Du die Statt bezierest und des Raths Car-
 funkel bist,
 Nun als Vater Sie regierest, dem der Neid die Hände
 kühlt."

Wahrlich, dabei muß noch heute allen Dettingen's
 das Herz im Leibe lachen.

Noch äppiger ist die Ueberschwänglichkeit in
 vielen der vorhandenen Hochzeits-Gedichte,
 von denen einige außerdem in blühendster Poesie
 die harmlose Derbheit und Offenherzigkeit ver-
 gangener Perioden zeigen, einen Humor, der,
 ohne damals Anstoß zu erregen, bei patricischen
 Hochzeiten Dinge zur Sprache bringt, um die, da
 sie erst nach dem Erlöschen von Hymen's Fadel
 folgen, sich die Hochzeitsgäste eigentlich nicht zu
 bekümmern haben. Man sieht: „Andere Zeiten,
 andere Sitten.“ Auch der Witz dieser Hochzeits-
 gedichte war ein eigenartiger, was viele derselben
 schon in ihren Ueberschriften erkennen lassen. Ich
 citire von diesen Ueberschriften einige aus den
 Jahren 1704—1708:

„Aufgegebene Hochzeit-Frage
 Ob Liebe ein Fieber sey? etwa das Fizzige?
 Oder das Kalte?“ —

„Erörterte Hochzeit-Frage Ob die Liebe
 ärger als Pestilenz und Einbildung sei?“ —

„Das Versäffte Wittwen-Wehe
 durch Vergnügt-getroffene Ehe.“ —

„Das Frauen-Zimmer, Als die beste Zierde einer wohleingerichteten Bibliothek.“

Hochzeits-Zeitungen, wie sie in der Ausstellung vorhanden sind, werden, natürlich mutatis mutandis, auch heute noch angefertigt. Der Hochzeits-Kladderadatsch ist ein Product der Neuzeit, deshalb in der Ausstellung noch nicht vertreten. Ob sie humoristischer sind als ihre alten Vorgänger? Ich glaube, nicht immer.

Auch das heute durch das Photographie-Album verdrängte Stammbuch ist in der Ausstellung durch mehrere interessante alte Exemplare vertreten. Heute giebt man sein leibhaftiges Conterfei zum Andenken; früher, als das Photographiren noch nicht erfunden, schrieb man einen Extract seines Denkens und Fühlens in's Stammbuch. Ein solcher Extract aus dem Jahre 1755, in Jena geschrieben und in einem der ausliegenden Stammbücher zu lesen, lautet:

„Bücher, die zum Lesen taugen,
Bieder reiner Zärtlichkeit,
Meiner Phillis schöne Augen
Die mein Herz halb sucht, halb scheut,
Ein von Fluch befrehrt'er Bissen,
Den mein Mund gesund verzehrt,
Und mein lachendes Gewissen
Sind 10 Silber Flotten werth.

C. G. Adolphi aus Curland.“

So etwas vermag heute Niemand selbst durch seine bestgetroffene Photographie auszubilden.

Daß in der culturhistorischen Ausstellung die Kunst reichlich vertreten ist, wissen unsere Leser bereits aus vorangegangenen Berichten. Aber vom Theater war noch nicht die Rede. Auf

keinem Kunstgebiete haben sich seit dem vorigen Jahrhundert solche auffallende Wandlungen vollzogen, wie auf dem des Theaters. Wir haben da in der Ausstellung einige Theater-Affichen, welche, obwohl sie leider nach damaliger Sitte kein Datum tragen, doch zur Genüge die Zeit erkennen lassen, in welcher die Lessing'sche Purification der deutschen Schauspielkunst noch nicht erfolgt war. Es sind Affichen aus den fünfziger bis zu den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da das Theater sich noch auf dem Bischofsberge und dann auf dem Paradeplatze befand. Ebenso wenig wie damals der Hanswurst (resp. der Harlekin) ausgetrieben war, verheimlichten diese Affichen die ebenso komische als rohe Contrast-Sucht, die damals das Theaterwesen noch beherrschte. Die Affiche und der Titel des Stückes hatten zu jener Zeit ungefähr den Zweck, den an den heutigen Schaubuden auf dem Paradeplatze die grellen Bilder haben: der auf die naive Phantasie ausgeübte starke Reiz sollte zum Theaterbesuch zwingen:

„Die allergnädigst privilegirten Comoedianten, unter dem Directorio Johann Christopher Siegmunds führen auf:

„Der mit der Gerechtigkeit und Kindesliebe
streitende

Titus Manlius Torquatus

oder

Die in Kindesblut aufgerichtete Ehrens-
pforte der Gerechtigkeit, in dem zu Rom
öffentlich enthaupteten

Tito Manlio.

Mit Arlequin einem rebellischen Admer, latinischen Soldaten und närrischen Scharfrichter.

(Folgen die Personen, darunter heißt es weiter:)

Unsere Sängerin wird sich hierbey eifrigst angelegen sein lassen, ein hohes Auditorium mit galanten Arien bestens zu contentiren.“ —

Derartige Affichen mit ähnlichen wunderbaren Ankündigungen sind mehrere in der Ausstellung. Auf allen wird irgend eine Rolle des noch so blutig ernstes Stückes von Arlequin gespielt; der durfte nicht fehlen. — Einige Theaterzettel aus späterer Zeit, (aus unserem Jahrhundert), zeigen, daß Arlequin verschwunden ist, daß grelle und auffallend lange Titel nicht mehr zeitgemäß sind, daß man sich aber, trotz Lessing, Göthe und Schiller, eine frappirende Naivetät am Rigaer Theater bewahrt hatte. So wird 1826 am 3. September als Fest-Vorstellung zur Feier der Krönung Nikolai I aufgeführt: „Rochus Pumpernickel“ (komisches Singspiel in drei Acten von Stegmayer) und „Der lustige Fritz“ oder „Schlase, träume, stehe auf, kleide Dich an und bessere Dich“ (komisches Singspiel in zwei Acten von Carl Meisl). — Am 24. September 1829 „zur Friedensfeier des glorreich beendeten Krieges mit der ottomanischen Pforte“ wird — wunderbar bezüglich — aufgeführt: „Der Tausendsassa“ (Posse mit Gesang in zwei Acten von Bäuerle).

Ich hätte noch Vieles aus der culturhistorischen Ausstellung zu citiren und zu plaudern. Doch ich muß schließen; es würde sonst dem Leser und auch mir heute zu viel werden. Fr. P.

Von der Rigaschen culturhistorischen Ausstellung.

Es ist bereits von jenem prächtigen Schrank die Rede gewesen, den Herr Architect Pflug dem Ausstellungscomité zur Verfügung gestellt hat und der nunmehr in oberen Saale des Hauses der großen Gilde die werthvollen Kirchengeräthe, Vasen, Apostelkrüge, Trinkannen und Pocale unserer Gewerke u. s. w. in sich birgt. Von den Tausenden, welche in diesen Tagen durch die culturhistorische Ausstellung gewandert sind, haben viele Hunderte in stiller Bewunderung vor diesem stilvollen Werke Halt gemacht und sich an der außerordentlichen Geschicklichkeit des Meisters erfreut. Der schöne Schrank, welcher als Bücherrepositorium von dem verstorbenen Tischlermeister Ludloff zu Ende der sechsziger Jahre hierselbst gefertigt worden, legt ehrenvollstes Zeugniß für die Leistungsfähigkeit, für die echt künstlerische Gestaltungskraft eines Rigaschen Kunsttischlers ab. Seit gestern ist an diesem Möbel ein Zettel angeheftet, welcher besagt, daß der Schrank verkauft ist. Nach gewissen, namentlich von Fremden verlaublichen Absichten scheint es nicht ausgeschlossen zu sein, daß dieses werth-

volle Erzeugniß Rigascher Arbeit unserer Stadt verloren geht. Dazu wird und darf es aber nicht kommen, der Schrank muß unser bleiben! Wir wissen für die Ausstattung unseres zukünftigen Museums, an dessen endlichem Zustandekommen doch nicht gezweifelt werden kann, keine schönere Zierde als diesen Ludloff'schen Schrank, und gewiß würde Jedermann es bedauern, wenn derselbe diesem Zwecke nicht erhalten, sondern seinen Weg in die Fremde nehmen würde. Darum plaidiren wir dafür, daß die Stadt Riga sich rechtzeitig dieses hervorragenden Stückes vaterstädtischen Gewerbefleißes versichere und es schon jetzt für sich erwerbe. Der Museumsbaufonds besteht zur Zeit aus ca. 50,000 Rbl.; aus diesem Fonds entnehme man die Mittel zur Anschaffung des Schrankes und trete baldigst in Kaufverhandlungen mit dem Verkäufer, damit nicht ein Riga zur Ehre gereichendes Kunstwerk außerhalb Landes seine Heimstätte finde.

Wir sind davon überzeugt, daß dieser Gedanke in vielen Kreisen, zunächst in denen unserer städtischen Vertretung, getheilt werden wird; sind die Stadtverwaltung oder hervorragende Männer derselben doch auch früher bereits in ähnlichen Fällen wiederholt mit ihren Mitteln eingetreten, um die Frucht Rigaschen Fleißes vor Zersplitterung zu bewahren und für die Vaterstadt zu erhalten. Zwar die hervorragendste Sammlung von Schriftdenkmälern jeglicher Art, die jemals in Riga entstanden, die große Bibliothek und Handschriftencollection der Oberpastoren Liborius Bergmann und H. Treh

dem Lande und der Stadt erhalten zu haben, bleibt der unvergängliche Ruhm der livländischen Ritterschaft, welche zugleich in liberalster Weise jedem Forscher die in ihrer Bibliothek enthaltenen Schätze zugänglich macht und auch durch Darleihung der livländischen Reimchronik und anderer wichtiger Schriften und Drucke sich um die culturhistorische Ausstellung wohlverdient gemacht hat. Daß aber die kostbaren Sammlungen J. C. Broze's, C. E. Napieraky's, Aug. Buchholz's u. A., daß die Bergmann'sche Münzsammlung, die von Kobiani gesammelten Bilder zc. sich in hiesigem öffentlichen Besiz befinden, daß damit dem Forscher und Darsteller auf dem Gebiete livländischer Geschichte, Numismatik, Kunst zc. Quellen und Material zugeführt und erhalten worden, welche bei weniger sorgfamer Hütung uns leicht hätten verloren gehen können, verdanken wir nicht zum mindesten der Stadtverwaltung. Wie oft ist es bedauert worden, daß man in früheren Jahrhunderten nicht ebenso eifrig auf der Wacht gestanden hat, wie oft sind die Ausschreitungen der „Aufklärer“ verdammt worden, welche dazu führten, daß man im Sommer 1786 aus unserer Domkirche und den anderen Kirchen „allen alten Kram und geschmacklosen Ueberrest altfränkischer Vorzeit“, nicht bloß historisch, sondern auch künstlerisch werthvolle Grabmäler, Gemälde, Epitaphieen zc., gänzlich entfernte oder übertünchte!

Von der großen Zahl interessantester Erinnerungen aus der Vergangenheit, mit welchen früher die Kirchen geschmückt waren, ist gewiß ein nicht geringer Theil durch Feuer zerstört worden; was

aber dieses Element gnädigst verschont, haben jene Männer (an deren Spitze der 1784 zum Rathsherrn erwählte Voeteseur stand; siehe sein Bild auf der culturhistorischen Ausstellung Nr. 955) vertilgt.

Unter solchen Umständen können wir nicht dankbar genug dafür sein, daß wir erstens nicht so bald Gefahr laufen, in diese Barbarei zurück zu verfallen, denn der historische Sinn erstarbt heutzutage mehr und mehr, und zweitens, daß uns der unermüdete Sammler Broke in seinen auf der Stadtbibliothek aufbewahrten Monumenta wenigstens farbige Zeichnungen von den früher vorhanden gewesenen Denkmälern aufbewahrt hat. Copieen von diesen Abbildungen sind auf der culturhistorischen Ausstellung mehrfach zu sehen. Die Darstellung des ehemals in der Domkirche befindlich gewesenen Grabdenkmals von Theodor Bigemann und seiner Familie (Nr. 1361) vergegenwärtigt uns z. B. die Kleidung der Rigaschen Rathsherrn und ihrer Frauen zu Ende des sechszehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts; ebenfalls bemerkenswerth ist das v. Meck-Bietinghoff'sche Familiengemälde von 1677, ehemals in der Jacobikirche (Nr. 1371). Durch einen glücklichen Zufall hat sich ein auch künstlerisch nicht werthloses Originalgemälde auf Holz erhalten, das einst (seit 1653) das Grabmal des Rathsherrn Joh. Kocken v. Grünbladt zierte und, nachdem es 1786, „als die ganze Kirche ausgeweißt wurde, nebst vielen anderen an Pfeilern und Wänden angebrachten Denkmälern abgebrochen worden“, in den Räumen der Stadtbibliothek

Schutz vor den „Bildersürmern“ fand. Auch dieses Bild bietet werthvolles Material zu Costümstudien, und mit der Unterschrift „Nigasche Kleidertracht aus dem siebzehnten Jahrhundert“ ist es 1818 als Kupferstich vervielfältigt und dem Taschenbuch „Livona's Blumenkranz“ beigelegt worden. —

Wer von all' den Beschauern der köstlichen „Figuren aus der Nigaschen Gesellschaft und dem Straßenleben Nigas aus den Jahren 1775 ff.“ ist nicht dem alten Broke (wie nicht minder dem, der diese Bilder aus verstaubten Folianten weiteren Kreisen zugänglich gemacht) dafür dankbar, daß er diese lebendigen Gestalten, „den Stadtsdiener“ ebensowohl wie den „in's petitmaitrehafte fallenden Herrn Kammerdiener“, den „Buriad“ wie die Butte, mit der „selbst Rathsherrnfrauen“ zur Kirche führen zc., zum Ergötzen der Nachwelt fixirt hat. Ein anderer Sammler, der Dr. v. Huhn (dessen sonst vorherrschend topographische und medicinisch-statistische Papiere sich zur Zeit in der Ritterschaftsbibliothek befinden), hat uns sieben, gegenwärtig im Privatbesitz befindliche Strandscenen von 1823 (Aquarelle und Federzeichnungen) hinterlassen, welche uns die jetzt fast komisch erscheinende harmlose Genügsamkeit des damaligen Lebens vor Augen führen.

Ist auch die Kunst als solche keineswegs der Zweck jener Sammlung, welche in den Räumen der großen Gilde veranstaltet worden, können künstlerisch sehr werthlose Objecte zur Beleuchtung vergangenen Lebens oft weit besser dienen als bedeutende Kunstwerke, so ist doch auch

das Künstlerisch-Werthvolle in dieser Ausstellung nicht unvertreten. An den Gemälden Graff's, Kügelgen's, Darbés', Siegmund's 2c. wird man sich ebenso erfreuen wie an den hervorragenden, vaterstädtischem Boden entsprossenen Stücken der Juwelierkunst; auch die Sculptur hat einige nicht unrühmliche Vertreter aufzuweisen.

Gleich beim Betreten des oberen Saales fällt der Blick auf ein hübsches Gebilde heimischer Kunst: das aus Gyps geformte Modell zu einem Bischof Albert-Brunnen. Es sind wohl mehr als zwanzig Jahre her, seit Oskar Poelchan, dessen so frühes Hinscheiden sich uns auf Schritt und Tritt fühlbar macht, in Erinnerung an die Segnungen, welche Stadt und Land dem genialen Begründer des livländischen Staates und der Stadt Riga verdanken, jenen Entwurf zu einem in der Metropole der baltischen Lande zu errichtenden Albert-Denkmal schuf. Zwar wurden gleich damals, wenn wir recht berichtet sind, Verhandlungen über die Verwirklichung dieses Projects mit dem Künstler angeknüpft, aber an der Höhe der für die Ausführung erforderlichen Mittel scheiterte der Plan. Seitdem ist von demselben nicht mehr die Rede gewesen: wie es aber Aufgabe der culturhistorischen Ausstellung ist, nach vielfacher Richtung hin Anregung zu bieten, so erweckt sie wohl auch in der Brust manch' patriotisch gesinnten Rigeners das Bewußtsein, daß wir in unserer an Denkmälern so armen Stadt auch einmal, sei es aus öffentlichen, sei es aus privaten Mitteln, für einen

solchen monumentalen Schmud Sorge zu tragen haben.

Wenige Schritte von diesem Modell entfernt fesselt ein interessanter Kopf, an Voltaire erinnernd, die Aufmerksamkeit: auf einer Console ruht die Terracotta-Büste Joh. Loder's, Rectors des Lyceums in Riga (geb. 1687, gest. 1775), der berühmte Vater eines noch berühmteren Sohnes, des großen Anatomen und Freundes Schiller's und Goethe's. Die Büste stammt aus dem Besiß der St. Jakobikirche, an welcher Joh. Loder als Pastor diaconus wirkte.

Von frischem grünen Schmud umgeben treten uns in der Mitte des Saales die Marmorbüsten Walter v. Plettenberg's und Joh. Reinhold v. Patkul's entgegen; vor dem geistigen Auge fliehet die gesammeltere Aufmerksamkeit des Beschauers beim Anblick dieser Charakterköpfe große Zeiten vorüberwallen . . . Auf der anderen Seite: die schöne, in Italien gefertigte Marmorbüste eines der ausgezeichnetsten, um das geistige Leben Livlands verdienstesten Männer, des Generalsuperintendenten Karl Gottlob Sonntag, 38 Jahre hindurch „Diener und Bote Gottes in Licht, Kraft, Liebe“; ferner die von Professor H. Hagen im Jahre 1862 in Berlin ausgeführte Marmorbüste des Bürgermeisters und Stadthaupts Alexander Gottschalk v. Sengbusch, des Begründers eines unserer geachtetsten Handlungshäuser und das ebenfalls aus Italien stammende Marmorbildniß des Rathsherrn Joh. Heinr. Hollander, des von Josef II in den Adelsstand erhobenen Chefß einer hervorragenden Firma in Riga, deren

hundertjähriges Bestehen zu seinen Lebzeiten begangen wurde.

Die übrigen (Gyps-) Büsten stellen dar: den Geheimrath v. Vietinghof, den feinsinnigen Rathsherrn J. C. Berens, den großen Juristen Dr. J. C. Schwarz († 1804) und die hiesigen Kaufleute Seb. Heinr. Kruse und Joh. Miln.

Unter den plastischen Kunstwerken verdienen noch besondere Beachtung die zum Theil reizenden Terracotten Joseph Christian Krüger's (Venus züchtigt Amor, Merkur lehrt einen Knaben, Verschleierte Frauengestalt), aus dem Besitz des wortführenden Bürgermeisters Hollander. — Der Medailleur und Wachsboisierer Krüger (geb. in Dresden 1750, gest. 1814), kam auf seinen vielfachen Reisen auch nach Livland (1783), überall mit seiner Kunst beschäftigt. Während er in früheren Jahren eine große Anzahl von Büsten sowie Arbeiten in Elfenbein ausführte (u. A. ein ausgezeichnetes Crucifix), befaßte er sich später vorzugsweise mit der Stempelschneidekunst. Aus dieser zweiten Periode seines Wirkens stammt der Stempel zur Medaille auf den livländischen Generalsuperintendenten Benz, während aus früherer Zeit die oben erwähnten Figuren herrühren, welche Krüger wahrscheinlich hier in Riga selbst, wo er mit dem bekannten Kunstfreunde Joh. Sam. Hollander verkehrte, modellirt hat. Ein Kenner äußerte sich dahin, die vielfachen Sprünge im Thon ließen wohl annehmen, daß die Gruppen an einem Orte gebrannt worden, an welchem die Vorrichtungen für das Brennen von Kunstgegenständen sehr primitiver

Art gewesen. In Sachsen, wo zu Ende des vorigen Jahrhunderts neben allen Künsten die Porzellanmanufactur in voller Blüthe stand, wären diese Schäden beim Brennen gewiß vermieden worden.

Daß die Ausstellung auch auf anderen Gebieten künstlerisch-Werthvolles in sich birgt, hat an dieser Stelle bereits Herr L. Würzburg nachgewiesen. Es muß hierbei aber mit Bedauern constatirt werden, daß manche Kunst uns im Laufe der Jahrhunderte gänzlich abhanden gekommen ist. Die getriebenen Schüsseln der Schwarzhäupter-Compagnie z. B., die mit Ausnahme der großen Brunschküffel, ausnahmslos Rigasche Arbeit repräsentiren, wie die ebenfalls in Riga gefertigten hochgetriebenen Darstellungen von den Schlachten bei Narva, Gemauerthof und der Spilwe, die sich auf Trinkkannen aus demselben Besitz befinden, heutzutage in Riga herzustellen, dürfte mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, wenn nicht unmöglich sein. — Von der zu hoher Vollendung gediehenen Kunst der Kanonengießerei, wie sie in Riga während des 16. und 17. Jahrhunderts betrieben wurde, ist bereits die Rede gewesen; wir ergreifen diesen Anlaß auf's Neue, um unseren Lesern wieder und wieder zum Bewußtsein zu bringen, welchen Schatz wir gerade an diesen Kanonen besitzen. So alte Geschütze sind auch im Auslande selten anzutreffen: Bremens älteste Kanonen stammen erst aus dem 17. Jahrhundert, selbst das Berliner Zeughaus, die reichhaltigste Sammlung ihrer Art in Deutschland, besitzt unseres Wissens nur sehr wenige

Geschütze aus dem 16. Jahrhundert, während die Stadt Riga allein aus dem 16. Jahrhundert 6 besitzt und eine größere Zahl der früher zu ihrem Zeughaus-Inventar gehörigen Kanonen sich irgendwo im Reich noch verborgen hält.

Wo sind die Kupferstecher geblieben, von deren Fertigkeit die 1612 hier selbst hergestellte Ansicht der Stadt Zeugniß ablegt; wo die Buchbinder, die so schön geprägte Einbände zu liefern wußten, wie die in der Brautkammer ausgelegten Proben beweisen, wo die Gießereyen, die so prächtige Kron- und Armleuchter anfertigten, wie sie z. B. noch die große Gilde und die St. Petrikirche besitzen?

Es gilt auch für Riga, an das einst in unserer Stadt zu nicht geringer Blüthe entfaltet gewesene Kunstgewerbe wiederum anzuknüpfen und auch hier von den Leistungen der Altvordern zu lernen und ihnen zu folgen.

* * *

Wir unterbrechen unsere Bemerkungen, um in Nachstehendem die von warmem patriotischen Geiste durchhauchten Betrachtungen zu reproduciren, welche das „Rigische Kirchenblatt“ der culturhistorischen Ausstellung widmet:

„Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?“

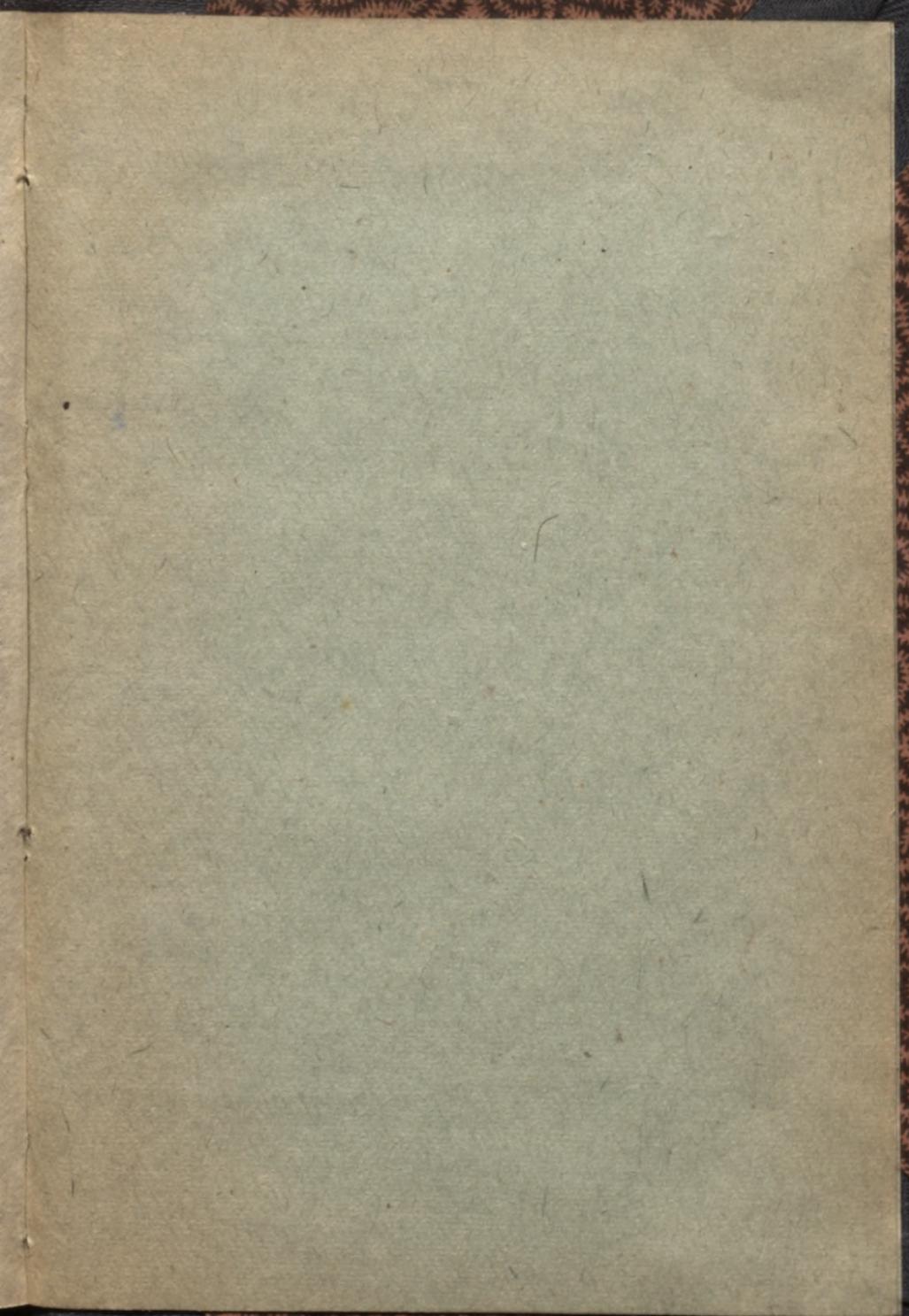
Diese Frage beantwortet vor 118 Jahren (1765) der 21jährige, später berühmt gewordene Collaborator der Domschule zu Riga, J. G. Herder, in einer Rede, die er zur Feier der Beziehung

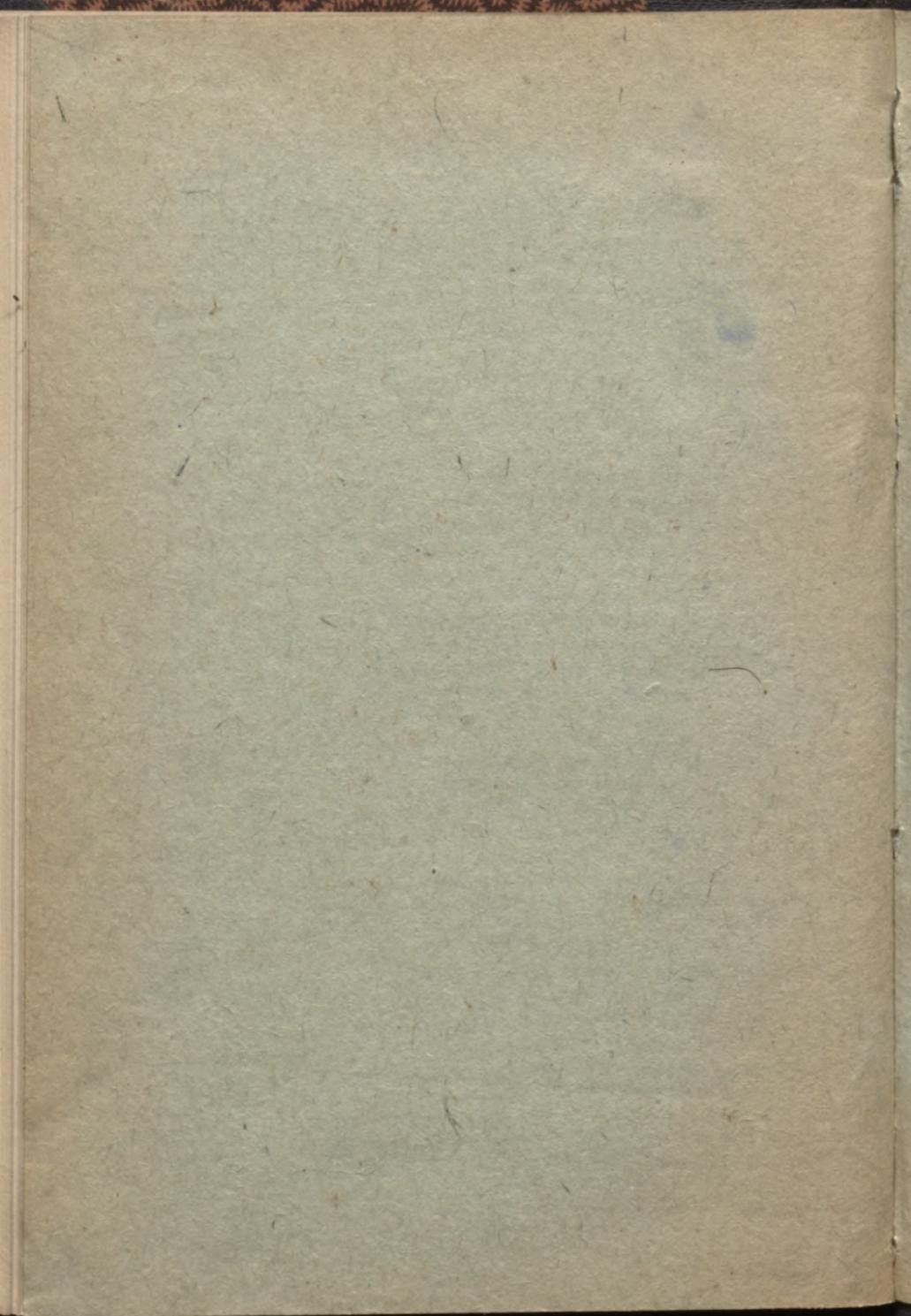
des neuen Rathhauses hielt. Der Originalbrud dieser Abhandlung liegt auch in der „culturhistorischen Ausstellung“, die in diesen Tagen auf alle Gebildeten unserer Stadt mit vollem Recht eine ungemaine Anziehungskraft ausgeübt hat, zur Ansicht vor. Indem wir Obiges an dieser stelle auszusprechen uns gedrungen fühlen, dürfte es unfraglich sein, daß es unserer gegenwärtigen Zeit nicht an einem „Publicum“ fehlt, das Vaterlands- und Heimathsliebe pietätvoll zu pflegen und zu ehren weiß, zumal wenn Männer thatkräftig eintreten, wie das diesmal der Fall ist, die solche anzuregen und zu wecken berufen sind. Wer die Zeit der letztverfloffenen 118 Jahre, seitdem Herder hier auf der Rednerbühne stand, bis auf den heutigen Tag geschichtlich zu betrachten im Stande ist, erkennt den großen Unterschied, der zwischen den Anschauungen und geistigen Bedürfnissen „unserer Alten“ und dem gegenwärtigen Geschlecht, das sich, wie jene, zu den leitenden und maßgebenden der verschiedenen Schichten des „Publicums“ ohne Ueberhebung rechnen darf, obwaltet. Wir meinen kein Wagniß zu thun, wenn wir uns das Urtheil erlauben, daß Herder, der erst ein Jahr, als junger gelehrter Fremdling herberufen, in Riga ansässig, bereits mit seiner Umgebung dergestalt in Fühlung getreten war, daß er im richtigen Vorgesühl der nächstkommenden Jahrzehnte, wie das genialen Geistern eigenthümlich ist, an sein „Publicum“ die Mahnung ergehen zu lassen sich gedrungen sah, Vaterstadt und Vaterland nach dem Vorbilde der „Alten“ in Ehren zu

halten. Herder's Wort wurde zunächst überhört, und es scheint erst einer späteren Zeit die Aufgabe gefallen zu sein, sich der alten Zeit pietätvoll zu erinnern, und als Frucht dieser Gesinnung etwa auch in einer „culturhistorischen Ausstellung“ die geretteten Denkmäler — es sind ihrer nach der Menge der verlorenen nur wenige — aus der Vergangenheit geordnet der Betrachtung darzubieten. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts waren nicht dazu angethan, die Kunstproducte des Fleißes und des Geistes früherer Jahrhunderte sorgsam zu behüten: nicht bloß die „reine Vernunft“ kam unter das Messer der Kritik, auch der Pöpel verfiel unerbittlich der Scheere zum Opfer, und was noch an Erinnerungen älterer Zeit öffentlich und privat sich erhalten hatte, ward als überflüssig sich ausdrängender Unrath beseitigt. Wir staunen, was der mühsame Broze in Abbildungen und Beschreibungen in seinen 10 Folianten aus der Vergangenheit zu seiner Zeit aufspeichern konnte, von dem in kurzer Frist keine Spur mehr anzutreffen war. Mit Recht ist bemerkt worden, nicht bloß feindliche Belagerung, Feuerbränste, welche zu wiederholten Malen die halbe Stadt in Asche legten, von den Vorstädten garnicht zu reden, die unaufhörlich dem Erdboden gleich gemacht wurden, sondern nicht minder vollständiger Mangel an Sinn für die Berechtigung einsiger Bestrebungen, ohne deren Berücksichtigung wir uns nur den Ast, auf dem wir sitzen, absägen, daraus entstehende Fahrlässigkeit und gedankenlose Ver-

schleuderung, womöglich eine Vernichtung der Ar-
 beiten der Alten, die der Neuzeit nicht mehr
 zusagten, das Alles war Ursache, daß die hin-
 fälligen Denkmäler unserer Vergangenheit in
 der Mehrzahl unwiederbringlich zerstört und
 vernichtet sind, und wir uns gegenwärtig nur
 mit dem Wenigen begnügen müssen, das ein
 gütiges Geschick auf uns herübergerettet hat. So
 ist die Stiftung der „alterthumsforschenden Gesell-
 schaft“ ein Ereigniß aus den letzten 50 Jahren
 gewesen, das vor 100 Jahren etwas total Un-
 verständliches gewesen wäre. Die kulturhistorische
 Ausstellung hat eine eminent moralische Be-
 deutung: sie demonstriert uns augenfällig ein
 Capitel aus der praktischen Ethik, lehrt uns er-
 kennen, wie richtig es sei, zur Erhaltung und
 Förderung häuslicher rechtlichaffener Sitte, ehrbarer
 ernster Familientradition, pietätvoller Achtung des
 Beispiels frommer Vorfahren in Bürgertugend
 und Kindesliebe, in der Treue der einfachsten,
 unscheinbarsten, aber doch wichtigsten Pflichten
 im Einzelnen zum Wohl der Gesamtheit, daß
 wir nie aus dem Auge verlieren, wie wir unter
 dem Segen unserer „Alten“ stehen, und des
 Zusammenhanges der Jetztzeit mit dem einst
 Dagewesenen uns stets bewußt bleiben müssen.
 Wir wollen es nie vergessen, welche Colonisten
 allhier dieses Land culturfähig gemacht haben,
 und darum treu an ihm fest halten, und in
 diesem Sinn den Alten folgen und arbeitend ihnen
 nachzusehen.







LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309044444